Preis

aus dem Jahres-Fortgange
und dem Singen* für
Boos Kreszens
im 1ten Kurse der St. Ludwigspfarr-Schule, in der Iten Klasse
mit der Note: Sehr gut.

München, am 29ten Juli 1862.

K. B. LOCAL SCHULCOMMISSION MÜNCHEN

Carl Stumpf Pfr.
als Schul-Inspector.

* Preiswürdig auch im Stricken.

Schullehrerin: Elise Moll.

Arbeitslehrerin: Moll. Weisshaupt.

Singlehrer: Fr. X. Zahlberg

Des

Großvaters Erzählungen.

Des
Großvaters Erzählungen.

Für kleine Knaben und Mädchen

von

Isabella Braun.

Mit vier kolorirten Bildern.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.

[1858]

Druck von Blum & Vogel in Stuttgart.

Einleitung.

„O Ihr unnütze Schlingel!“ sagte die Mutter halb im Ernste und halb im Scherze, — „wißt Ihr nichts Gescheidteres zu thun, als in der Küche herumzuschnuffeln, wie ein junger Hund. Marsch, hinaus!“

„Aber Mutter“ — wagte Christian, der Größere, zu entgegnen — „hab' ich Dir nicht geholfen, das Feuer anzublasen?“

„Und ich hab' Späne herbeigetragen“ — sagte Franz, der Kleinere.

„Ja, gelt! um gelegentlich in den Topf zu sehen, Du kleiner Hafengucker, Du! Warte nur, es kommt schon noch ein Oger aus dem Walde und steckt Dich selbst in den Topf.“

„Mutter“ — fragte der neugierige Franz etwas erschrocken — „was ist denn ein Oger?“

„Ich hab' jetzt nicht Zeit zum Plaudern; geht zum Groß=

vater und laßt es Euch sagen. Ich will froh sein, wenn die Vakanz zu Ende ist und ihr Beide in die Schule müßt!"

Bei diesen Worten wischte die Mutter Christians rußige Wange mit der Schürze ab und schob beide Knaben sanft zur Thüre hinaus. Es mußte ihr mit dem Worte „Schlingel" nicht sehr ernst gewesen sein, denn sobald die Kinder auf diese Weise entfernt waren, öffnete sie die Thüre wieder leise und sah ihnen mit freundlichem Gesichte, in dem sich die Mutterzärtlichkeit abspiegelte, nach. Da gewahrte sie nun, daß der Großvater bereits unter der Stubenthüre stand und jetzt wußte sie auch die Kinder gut aufgehoben. Sie ging also wieder an ihre Arbeit, denn es gab in dieser Woche viel zu thun, da die Birnen zu Hutzeln gedörrt werden sollten, und man kann sich denken, wie gerne die Knaben dabei gewesen wären. Franz machte ein etwas trutziges Gesicht, denn es ging ihm dreierlei im Kopfe herum: es war ihm die Mahnung an die Schule, welche er bald zum ersten Male besuchen sollte, unangenehm, er hätte gern gewußt, was ein Oger ist und was für eine Bewandtniß es mit demselben habe, schließlich wäre er aber auch gar zu gern in der Küche bei den Birnen geblieben.

Während dessen setzte der Großvater seine mit Pelz verbrämte Mütze auf die langen, weißen Haare, nahm den Schleedornstock und ging in's Freie, wo er sich auf das Hausbänkchen

setzte, um die erquickende Morgenluft einzuathmen. Er wußte wohl, daß er daselbst nicht lange allein bleiben würde. Zuerst kam die schwarze Hauskatze, strich um seine Beine und war bald mit einem Satze neben ihm auf dem Bänkchen, wo sie in ein gemüthliches Schnurren verfiel. Dann sah man Christian und Franz sich nähern, denn beim Großvater war stets Unterhaltung zu finden.

Der Großvater war bereits ein hochbejahrter Greis und seine lange Gestalt hatte sich von der Last der Zeit gebückt. Aber aus seinen Augen sprach die freundlichste Heiterkeit; kein grämlicher Mißmuth lag in den Falten seines Angesichts und er hatte die Zeit noch nicht vergessen, wo er selbst ein munterer Knabe gewesen war. Er wußte den lieben Enkelkindern viele Geschichten aus dieser Zeit zu erzählen und verstand sich darauf, die schönsten Spielsachen anzufertigen. In jeder Jahreszeit kam er mit einer neuen Erfindung. Sobald die Erde weich wurde und man darin Grübchen bohren konnte, formte er die runden Schusser und brannte sie selbst im Ofen; er klopfte die Weidenzweige auf dem Knie und machte daraus helltönende Pfeifen. Im Sommer nähte er buntfarbige Ballen, die er in die Luft warf und durch die Knaben auffangen ließ; er machte aus Papier und oftmals sogar aus Holz kleine Schiffe, steckte ein rothes Fähnlein darauf, ließ sie im langen Brunnen-

troge schwimmen und wenn das Schifflein am andern Ende anlangte, sagte er: „Jetzt ist es bis in Amerika;" — oder wenn es durch eine zu schwere Last unterging, erzählte er von einem furchtbaren Schiffbruche; diese und ähnliche Erzählungen blieben immer das Unterhaltendste. So hatte der Großvater stets Zeit und Geduld für seine zwei Enkel.

Die beiden Knaben waren nun herbeigekommen und der Großvater bemerkte Fränzchens verdrießliche Miene. Er wendete sich also zu diesem und frug:

„Was ist denn mit Dir? Du machst ja ein Gesicht, als ob Du in einen Gallapfel gebissen hättest; oder ist Dir vielleicht eine Spinne über das Leberlein gekrochen?"

Christian sah auf den schweigenden Bruder und antwortete statt dessen:

„Er ist verdrießlich, weil die Mutter gesagt hat, daß er in die Schule" —

Franz ließ den Bruder nicht ausreden, sondern schüttelte fast zornig dessen Hand von seiner Schulter und sprach halb weinerlich:

„Großvater, was ist denn ein Oger? Thut er mir etwas?"

„Ja, das weiß ich auch nicht, Franz; da mußt Du schon den Schulmeister fragen; der weiß Alles!" entgegnete lächelnd der Großvater.

Nun verrieth sich unser Franz, indem er unter vollkommenem Weinen rief:

„Aber ich mag nicht zum Schulmeister und mag nicht in die Schule!“

„Was nicht gar!“ entgegnete verwundert der Großvater. „Du willst also ein rechter Tolpatsch bleiben Dein Leben lang?“

Wie der kleine Franz dies ihm unbekannte Wort hörte, sah er neugierig in des Großvaters Augen und dieser fuhr fort:

„In der Schule ist es ja recht lustig und Dir geht es damit gewiß bald so, wie es dem kleinen Arthur gegangen ist.“

Bei diesen Worten waren bereits des Knaben Thränen getrocknet, der Oger sammt dem Tolpatsch vergessen und er frug neugierig:

„Großvater, erzähle! wer ist denn der Arthur und wie ist es ihm in der Schule ergangen?“

„Nun ja! Geduld, Geduld! ich will es Euch erzählen;“ — entgegnete der Großvater. „Zuerst wollen wir aber eine Abrede treffen. Ich erzähle Euch an jedem Morgen in der jetzigen Woche — es ist heute gerade Montag — eine Geschichte. Dafür müßt Ihr mir aber versprechen, Euch nicht in der Küche und nicht beim Backofen sehen zu lassen, ohne daß die Mutter

ruft. Wenn das gut eingehalten wird, machen wir vielleicht für die nächste Woche eine neue Abrede."

Die Knaben waren damit zufrieden. Franz stützte sich auf des Großvaters Knie; Christian nahm die Stellung eines eifrigen Zuhörers an und der Großvater begann:

I.

Arthur war ein Stadtbüblein von sechs Jahren und gehörte vermöglichen Leuten, die einen großen Garten am Hause besaßen, worin er sich mit seinem zottigen Kameraden Sultan lustig herumtrieb und nach Herzenslust spielte. Endlich sollte es aber an das Lernen gehen, wovon der kleine Faulenzer nichts wissen wollte.

Eines Morgens, als er wie gewöhnlich vor seiner Mutter stand und sich etwas ungeduldig die blonden Haare kämmen ließ, sagte die Mutter zu ihm:

„Kannst Du nicht eine kleine Weile ruhig stehen und den Kopf gerade halten? Dies mußt Du jetzt lernen, denn in wenigen Tagen heißt es: in die Schule wandern, ruhig sein, den Kopf unverwandt nach dem Lehrer richten, die Hände auf die Schulbank legen und die Ohren spitzen, damit Dir kein Wort entgeht."

„Aber Mutter“ — entgegnete Arthur — „warum soll ich denn in die Schule gehen?“

„Damit Du kein Tolpatsch bleibst“ — sagte die Mutter rasch.

„Was ist denn aber ein Tolpatsch?“ frug der neugierige Knabe.

„Nun — ein Tolpatsch ist so ein Bürschlein, gleich Dir, das alles ungeschickt macht, weil es nichts weiß und versteht“ — erklärte die Mutter.

Arthur besann sich eine Weile, wahrscheinlich um zu erforschen, ob er ein Tolpatsch sei; dann sagte er mit verdrießlicher, weinerlicher Stimme:

„Ich mag aber doch nicht in die garstige Schule.“

„Ei, ei! man wird Dich nicht lange fragen!“ entgegnete verweisend die Mutter. Darauf aber flüsterte Arthur schmeichelnd:

„Ich will bei Dir bleiben, liebe Mutter! Der Schulmeister ist für mich zu alt, zu dem mag ich nicht.“

„Aber Arthur“ — belehrte die Mutter — „der gute, alte Herr hat die kleinen Buben gar lieb; frage nur Deine größern Gespielen, welche schon in die Schule gehen, wie freundlich er mit ihnen ist, und wie lieb sie ihn haben.“ —

„O nein!“ — entgegnete Arthur schnell, — „sie haben

ihn nicht lieb, Alle nicht! Er hat eine Ruthe, mit der er die Kinder auf die Finger schlägt, daß sie feuerroth werden. Nachbars Gustel hat mir's gesagt, und er hat mir auch seine rothen Hände gezeigt."

„Nachbars Gustel ist ein sehr schlimmer Junge und mit schlimmen Jungen solltest Du gar nicht spielen und er sollte sich schämen, die bestraften Hände, mit denen er sicherlich unnützes Zeug trieb, herzuzeigen!" sagte die Mutter höchlich erzürnt. Dann fuhr sie freundlich fort:

„Hab' ich nicht auch eine Ruthe? Sieh, dort hinter dem Spiegel steckt sie. Diese fürchtest Du ja nicht."

Arthur lächelte pfiffig und sprach: „Aber an meiner Ruthe hingen goldene Nüsse, inwendig mit süßen Kernen, als der Nikolaus sie brachte und sie hat mir niemals weh gethan."

„Weil Du stets ein guter Knabe warst und weil keine Ruthe einem guten, folgsamen, fleißigen Kinde etwas zu Leide thut" — erklärte die Mutter.

Unter diesem Gespräche war Arthurs Anzug geordnet worden und er sprang frohlockend mit Sultan in den Garten, genoß seine kindliche Freiheit und Schulmeister nebst Ruthe waren ganz und gar vergessen.

Als Arthur am andern Morgen wieder vor der Mutter stand, hielt er den Kopf viel ruhiger und frug plötzlich:

„Mutter, wie viele Tage sind es noch, bis ich in die garstige Schule muß?"

Die Mutter antwortete: „Ein Tag und noch einer. Aber warum nennst Du es eine garstige Schule? Es ist darin im Gegentheile recht schön. In der Mitte der Wand hängt ein großes Kreuz, zu dem alle Kinderaugen blicken, wenn sie ihre Schulgebete sprechen. Rechts und links befinden sich große, schön gemalte Bilder, der König und die Königin; Du möchtest ja Beide schon lange sehen."

„Haben sie die Krone auf dem Kopfe?" frug nun Arthur in gespannter Aufmerksamkeit.

„Ja freilich," — entgegnete die Mutter, — „und einen Purpurmantel haben sie auch um. Unter dem Kreuze steht auf einer Erhöhung des Lehrers Pult und darin hat er schöne Bildchen, Bücher und Fleißzeichen verschlossen, welche er unter die fleißigen Kinder vertheilt."

„Mutter, bekomm ich auch etwas?" frug Arthur.

„Gewiß, mein Kind, wenn Du gerne in die Schule gehst" — antwortete die Mutter und fuhr in ihrer Beschreibung fort:

„Der liebe, alte Herr steigt oftmals vom Pulte zu seinen Schülern herab und lehrt sie allerlei: die schönen Bilderbücher selbst lesen, ihre Aepfel und Schusser zählen und die Zeit ausrechnen, wie lange es noch bis Weihnachten ist. Auch lehrt er

Euch schreiben; denke, dann kannst Du dem Christkind ein Brieflein schreiben, damit es genau weiß, was es Dir bringen soll. Nun, sag einmal, Arthur, ist es noch eine garstige Schule?"

Der Knabe machte nun schon ein freundlicheres Gesicht, schüttelte verneinend mit dem Kopfe und sprang gleich darauf wieder mit seinem Sultan in's Freie.

Am andern Morgen frug Arthur die Mutter:

„Wie viele Tage sind es jetzt noch, bis — Du weißt schon!" —

Die Mutter entgegnete lächelnd: „Bis Du in die liebe Schule darfst? Nur mehr bis morgen. Dann führe ich Dich zu dem freundlichen Herrn Lehrer und zu den vielen Buben, wo Du dann nie mehr Langweile haben wirst."

Darauf langte die Mutter ein roth eingebundenes Büchlein hervor, that eine schwarze Schiefertafel mit vergoldetem Griffel dazu, steckte Alles vor Arthurs Augen in die neue, lederne Schultasche, und als dieser den freudestrahlenden Blick auf die Tasche richtete, hing die Mutter ihm dieselbe wie ein Reiseränzchen über die Schulter. Da kam ihm ein gewaltiger Muth und fast ein Stolz in's laut pochende Herz. Er schritt feierlich durch das Zimmer und trennte sich an diesem Tage nicht mehr von seiner Schultasche; sogar des Nachts nahm er sie mit in sein Bett. Er träumte von der schönen Schule, von

König und Königin, dem Schulmeister, der Schultasche und — von der Ruthe. —

Endlich brach der Morgen an und Arthur harrte auf die Stunde des Abmarsches, wie ein muthiger Soldat, der in das Feld zieht. Schon eine Stunde zuvor stand er mit seiner Schultasche ausgerüstet in dem Frühstückszimmer. Jetzt bezeichnete die Mutter seine Stirne mit dem heiligen Kreuze und sprach: „In Gottes Namen! Er segne Deinen Aus- und Eingang!" Der Vater legte ihm die Hand auf's Haupt und dann schritten Mutter und Kind in feierlichem Schweigen der Schule zu.

Der Großvater hielt in seiner Erzählung inne, während Fränzchens Augen noch unablässig auf ihn gerichtet waren. Als ihm jedoch das Schweigen zu lange dauerte, sprach er:

„Großvater, erzähl weiter, wie es dem Arthur in der Schule gefallen hat."

„Nun, vorerst will ich wissen," — sprach der Großvater, — was Du selbst von dem Schulgehen denkst und ob Du Dich noch davor fürchtest?" —

Franz besann sich und entgegnete:

„Aber ich hab' ja noch keine Schultasche und keine Tafel und keinen Griffel und kein rothes Buch." —

Da lächelte der Großvater geheimnißvoll und sprach: „Es

kommt Alles zur rechten Zeit! Zuerst muß ich wissen, ob Du auch gerne in die Schule gehst?"

Franz aber drängte den Großvater weiter zu erzählen, und dieser fuhr also fort: —

II.

Als nach drei Stunden der kleine Arthur wieder in den Hof schritt, öffnete die Mutter das Fenster und grüßte ihn schon von Weitem. Dann aber machte sie die Zimmerthüre auf und frug den heimkehrenden Knaben:

„Nun Arthur, sag, wie ist es Dir in der Schule ergangen?"

Arthur war beinahe verändert, fast um ein Jahr älter im Aussehen, als er in die Stube trat. Der angetretene Beruf hatte Wunder an ihm gethan und ihm bereits ein Stückchen Selbstständigkeit gegeben. Er zog seine Mütze vom Kopfe, legte sie auf einen Stuhl, schnallte die Schultasche ab und ging nun mit stolzen Schritten und erhobenem Kopfe zur Mutter, indem er zum Gruße kräftig in deren ausgestreckte Hand patschte. Dann schüttelte er den blonden Lockenkopf und rief mit lauter, freudiger Stimme:

„Das ist freilich keine garstige Schule! Gut ist mir's gegangen, Mutter und ich muß Dir allerlei erzählen."

Es war dem Knaben nicht anders, als ob er aus fernen, fremden Ländern zurückkehre und als ob nun alle Leute auf seine erlebten Abenteuer begierig wären. Er kam sich sehr wichtig vor und die Mutter erwartete auch mit sichtlicher Spannung seinen Bericht.

Nun begann er:

„Du hast Recht, liebe Mutter! der Herr Lehrer — weißt, man darf nicht Schullehrer so ganz allein sagen, das schickt sich nicht, haben die größern Buben gesagt, — also der Herr Lehrer ist gar kein alter Mann, er sieht nur so aus; aber er ist lustig wie die Buben und so freundlich wie Du, wenn Du mit mir spielst, oder mir etwas erzählst. Zuerst stellte er uns Alle in eine Reihe und las unsere Namen herab, weißt Du, nicht Arthur, sondern Ahlfeld, wie der Vater heißt. Ich heiße also von jetzt an Ahlfeld und nur Du, der Vater und allenfalls auch die Lene" — sprach er herablassend, denn Lene war seine ehemalige Kindsmagd — „dürfen mich Arthur nennen, alle Andern heißen mich Ahlfeld. Hierauf setzte uns der Herr Lehrer in die Bänke und weil mein Name mit A beginnt, und A der erste Buchstabe im A, B, C ist, durfte ich der Erste sitzen. Dann kam Bogner, dann Degenstein, — so heißt nämlich Nachbars Franz, und dann die vielen andern Buben.

„Als wir Alle saßen, viele, viele Bänke voll, mußten wir

aufstehen und beten, aber in der Stille, nur der Herr Lehrer betete laut; zuletzt durften wir Alle miteinander Amen sagen. Dann setzten wir uns wieder. Nun mußten wir beide Hände ausgestreckt auf die Bank legen und dort liegen lassen. Dies war schon ein wenig schwer auszuhalten, denn ich hätte mich gar zu gern ein wenig gekratzt, aber ich rührte keinen Finger. Darauf ging es an's Lernen; aber ich will Dir zeigen, was ich Alles schon gelernt habe."

Arthur, oder damit es ihn nicht verdrießt, will ich Ahlfeld sagen, schnallte nun seine Schultasche auf, langte sein Büchlein hervor, schlug es auseinander und begann:

„Siehst Du hier, Mutter, dies Zeichen? Dies nennt man einen Buchstaben, weil er im Buche steht. Der sieht gerade aus, wie ein winzig kleines Häuschen, wo man Grillen hineinsperren kann, hier die Wände und hier das Dächlein. Der heißt a, aber man muß dabei den Athem anhalten, damit er recht lange nachklingt."

Dabei sah Arthur die Mutter an, ob sie sich nicht verwundere, was auch natürlich der Fall war.

„Dieser Buchstab hier ist ein kleiner Bub, der in den Regen hinausgeht; siehst Du das Tröpflein, welches auf ihn herabfällt? Der heißt i. Und nun kommt gar ein lustiger,

nun paß auf! Dies sind zwei Buben, denen die Füße unten zusammengebunden sind und diese heißen u." —

Jetzt schlug Arthur sein Büchlein zu und sagte: „Heute Nachmittags lernen wir wieder andere; weißt Du, Alles kann man nicht auf einmal lernen, hat der Herr Lehrer gesagt." —

„Aber das ist noch nicht Alles; ich kann schon noch Etwas." Dabei zog Arthur die Schiefertafel heraus, steckte den Griffel sorgsam zwischen den Daumen und gerade ausgestreckten Zeigefinger, damit er kein emporstehendes Knöchelchen bilde und begann nun einen senkrechten Strich zu ziehen. Dann erklärte er der Mutter:

„Siehst Du, das ist Ein Strich; jetzt schreib' ich noch einen: Einer und Einer sind zwei Striche; jetzt mach ich noch einen dazu: Einer und Einer und noch Einer sind drei. Ich kann's aber auch noch anders schreiben. Jetzt mache ich zwei Striche ganz neben einander, und den andern etwas davon weg. Nun heißt es: zwei Striche und Einer sind ebenfalls drei."

Arthur athmete tief auf, als wolle er sich von seiner großen Anstrengung erholen, packte die Tafel ein und fuhr dann fort: —

„Aber auch Geschichten vom lieben Jesuskinde hat uns der Herr Lehrer erzählt und dann eine Geschichte von einem

prächtigen Garten, und das war noch das allerschönste. Da muß es noch bessere Aepfel, als in dem unsrigen gegeben haben! Aber der Adam und die Eva durften nicht von jedem Baume essen. Ich bin nur begierig, ob sie auch gefolgt haben! — Nun aber, liebe Mutter, gib mir ein Stück Brod; mich hungert." —

Darauf entgegnete die Mutter: „Weil Du so gut gelernt hast, sollst Du nicht nur ein Stück Brod, sondern noch gute Marmelade darauf bekommen."

Arthur war zufrieden und nie zuvor hatte ihm Beides so wohl geschmeckt. Dann aber sprang er mit Sultan in Hof und Garten und rief der Mutter noch zu:

„Laß doch gewiß Punkt **12** Uhr anrichten; denn Schlag **1** Uhr, hat der Herr Lehrer gesagt, müssen wir wieder in der Schule sein. O, wie freue ich mich darauf!" —

Der Großvater hatte die letzten Worte besonders stark betont und schwieg alsdann. — Auch die beiden Knaben schwiegen, als ob sie immer noch auf die Fortsetzung warteten. Der Großvater wendete sich also zu Franz und fragte:

„Nun sag einmal, Franz, was hast Du Dir von der Geschichte gemerkt?"

Dieser antwortete sogleich:

„Daß der Arthur sich auf die Schule gefreut hat und daß ich auch in die Schule gehen will. — Aber Großvater, erzähl' weiter.“ —

Der Großvater lächelte und sagte: „Hast Du nicht gemerkt, was der Herr Lehrer gesagt hat? — Man kann nicht Alles auf einmal thun; man muß noch etwas auf Morgen versparen. Für heute ist es genug. Nun wollen wir lieber ein Schifflein bauen.“

Der Großvater stand auf und die beiden Knaben folgten ihm in die Stube. —

Am andern Tage war wieder das allerschönste Wetter und die Sonne schien mild durch die Zweige des großen Hollunderbaumes zunächst dem Hausbänkchen. Die beiden Knaben hatten bereits den Krug mit süßer Milch gefüllt und denselben in die äußere Fenstervertiefung, welche sich ober dem Bänkchen befand, gestellt. Sie kannten nämlich des Großvaters Gewohnheit, morgens stets Milch zu trinken und hofften ihn damit bälder als sonst heraus zu locken.

Der Großvater merkte dies gar wohl, denn die kleinen Schlauköpfe waren für seine Erfahrung nie schlau genug. Doch er wollte ihnen nicht den Spaß verderben und frug deßhalb im Hause nach seiner Milch, die er draußen suchen mußte. Dort

wurde er von den beiden Knaben jubelnd empfangen und sie hielten die angewandte List für sehr gelungen.

Als nun der Großvater wieder, wie Tags zuvor, auf dem Bänkchen saß, drängte vor Allem der kleine Franz:

„Erzähl, Großvater! fang einmal an!"

„Ja, das ist gleich gesagt" — erwiederte dieser, — „aber was? dies ist etwas anderes."

„Erzähl weiter vom Arthur!" — drängten nun beide Knaben: „Wir möchten gern wissen, ob es ihm auch später in der Schule noch so gut gefallen hat, und was dort alles geschehen ist." —

„Ja, das Alles weiß ich nicht!" sagte kopfschüttelnd der Großvater; — „das Wenige, was ich aber noch davon weiß, will ich gerne erzählen. Also horcht:" —

III.

Arthur war also ein Schulbub und machte täglich wackere Fortschritte im Lernen, was er alles der Mutter wieder haarklein berichtete. Der Herr Lehrer hatte die Schulgesetze verlesen und da hieß es unter Anderm: „Jedem der Kinder ist verboten, aus der Schule zu schwätzen." — Dieser Artikel des Schulgesetzes machte den kleinen Arthur sehr nachdenklich. Er

zögerte am nächsten Tage mit der Antwort, als ihn die Mutter frug, wie es in der Schule gegangen sei, und als sie über dies Zögern in ihn drang, brach er in ein lautes Weinen aus und sagte der Mutter, daß es verboten sei, nicht aus der Schule zu schwätzen.

Die Mutter suchte den Knaben zu beruhigen, trocknete dessen nasse Augen mit ihrem Sacktuche und sprach:

„Das hast Du noch nicht recht begriffen, Arthur, und ich will es Dir daher erklären. Aus der Schule schwätzen heißt so viel, als den Leuten erzählen, wer etwa in der Schule Strafe bekommen oder irgend etwas Strafbares angerichtet hat. Es ist niemals schön, wenn man von den Fehlern Anderer spricht. Was geht es Dich und mich an, was z. B. Nachbars Gustel Schlimmes gethan hat; dies dürfen wir ja doch nicht nachahmen. Wenn er aber etwas Gutes gethan hat, darfst Du es der ganzen Welt erzählen und wir wollen uns Mühe geben, es ihm nachzumachen. Ich hoffe nicht, daß Du selbst einmal in der Schule etwas Schlimmes thust. Wäre es Dir aber lieb, wenn es Andere wieder erführen? Und Du kennst ja das Verslein:

„Was Du nicht willst, daß man Dir thu,
Das füg auch keinem Andern zu.“ —

Arthur nahm sich diese Erklärung und Lehre wohl zu Her-

zen. Aber er plauderte gerne und war also froh, wenn es etwas zum Erzählen gab. Dann sprang er nach Hause und rief: „Horch einmal, Mutter, was heute geschah!“ Hierauf sprudelte ein Durcheinander von den Lippen, wobei seine Augen leuchteten und seine Wangen glühten.

Eines Tages kam Arthur mit einer Geschichte nach Hause, die er seiner Mutter unter Lachen erzählte.

„Nun Du weißt“ — begann er, — „heute hat es schon tüchtig geregnet, als ich in die Schule ging. Mir war's gerade recht, da konnte ich doch einmal die Hosen aufstulpen und meine rothen Juchtenstiefel zeigen, Wasser geht keines durch. Als wir nun alle in der Schulstube saßen, wurde es sehr heiß und die Buben wollten keine Ruhe geben. Da kam noch dazu ein fürchterliches Gewitter; es blitzte, daß es ein Graus war und dann donnerte es wieder, der Regen aber patschte und rauschte nur so herab. —

Als die Buben in den hintern Bänken gar nicht Ruhe geben wollten, wischte sich der Herr Lehrer die Stirn mit seinem gelben Sacktüchlein, seufzte und dann sagte er:

„Weil Ihr heute so schlimm seid und es eben so arg regnet und sündfluthet, will ich Euch die Geschichte von der Sündfluth erzählen.“

Und nun erzählte er die ganze Geschichte, gerade so, wie

Du sie mir auch erzählt hast. Dazu schlug der Regen immer stärker an die Fenster, es blitzte immer heller, es donnerte immer lauter, es wurde uns allen Angst bei des Lehrers Erzählung und wir sahen verstohlen zum Fenster hinaus, ob das Wasser nicht auch schon so hoch gestiegen sei.

Jetzt waren wir freilich ganz stille, mäuschenstille sage ich Dir, Mutter. Als der Herr Lehrer geendet hatte, ließ er die Buben aus den zwei letzten Bänken zu sich heraustreten, um sie auszufragen, was sie von der Erzählung gemerkt hätten. Aber sie mußten nicht viel wissen, denn der Eine guckte verstohlen in sein Buch und meinte, es stehe darin, obwohl er noch gar nicht recht lesen kann; der Andere hob die Hand in die Höhe, zum Zeichen, daß er hinaus wolle, nur damit er nicht ausgefragt würde. Zuvorderst stand der Seppel und Du mußt wissen, Mutter, der ist ein wenig arg dumm. Den nahm nun der Herr Lehrer in's Verhör und sagte:

„Nun Seppel, paß wohl auf! Nachdem es nun viele Tage lang an Einem fort geregnet hat, so, daß das Wasser höher gestiegen ist, als die Häuser und sogar die größten Berge hoch sind, was ist da mit den Menschen geschehen?"

Bei diesen Worten sah ihm der Herr Lehrer freundlich ermunternd in das Gesicht und hob den Zeigefinger in die Höhe. Seppel aber legte seinen Finger an den Mund, wie er stets

thut, wenn ihm nichts einfällt. Da sagte der Herr Lehrer nochmal:

„Nun Seppel denk nach! Was ist denn da mit den Menschen geschehen?"

Jetzt schrie Seppel schnell und laut:

„Naß sind sie geworden, Herr Lehrer!" —

Bei dieser Antwort brachen alle Buben in ein lautes Gelächter aus und ich muß noch lachen."

Arthur lachte auch wirklich aus vollem Halse und seine Mutter stimmte ein. —

Ein anderes Mal kam Arthur mit einer neuen Geschichte nach Hause.

„Horch einmal, was heute passirt ist!" rief er. „Du weißt doch, wir haben in der Schule einen großen, braunen Krug. An jedem Tage darf ein Anderer zum Brunnen, um Wasser zu holen, denn es ist oft so warm, daß wir Alle durstig werden, und dann braucht man auch das Wasser, um es in die Schüssel zu gießen und den Schwamm anzufeuchten. Seit dem Regenwetter, wo es so glatt im Hofe ist, geht es den Krügen schlecht. Patsch, rutscht Einer aus und der Krug liegt zerbrochen auf dem Boden. Der Herr Lehrer hat nun bereits vier Mal nach einander einen neuen gekauft. Gestern sagte er daher: „Buben, wer den nächsten Krug zerbricht, muß eine Stunde lang über



die Zeit in der Schule bleiben. Ich will Euch auf diese Weise Achtsamkeit lehren!“

„Was geschieht? — Heute passirt dem armen Xaver — Du weißt, er ist bei'm Krämer angenommen — das Unglück. Der Krämer ist gar streng mit Xaver, darum kam er auch zitternd und bleich zum Lehrer. Aber dieser hat einmal die Strafe angedroht und geht dann niemals davon ab.“

Ueber eine Weile legt Doktors Hugo den Kopf in die Hand und bittet, nach Hause gehen zu dürfen, es sey ihm nicht wohl. Der Herr Lehrer läßt ihn sogleich fort, wir schreiben unsere Aufgabe und es wird Zeit zum Nachhausegehen. Alle haben Mitleid mit dem weinenden Xaver. — Auf einmal öffnet sich die Thüre, Hugo tritt lustig herein und trägt in jeder Hand einen neuen Krug. Der Schlingel hat nur so gethan, als fehle ihm etwas, um aus seiner Sparkasse Krüge zu kaufen und den armen Xaver aus der Patsche zu ziehen. Wir sprangen Alle lustig in die Höhe, der Herr Lehrer aber sah den Hugo freundlich an und sagte: „Eigentlich sollte ich Dich Deiner Verstellung und Lüge wegen schelten. Weil Du es aber so gut gemeint und ein mitleidiges Herz gezeigt hast, so nimm statt des Kruges in Gottesnamen den Xaver mit fort. Kinder, die Schule ist zu Ende.“ —

Nun begleiteten wir die Beiden ein Stück Weges, darum

verzeih, liebe Mutter, daß ich heute etwas länger ausgeblieben bin." —

Solche und ähnliche Geschichten erzählte Arthur sehr viele und dabei wurde er täglich verständiger. Endlich kam sein Geburtstag heran und da sollte er einen ganzen Vakanztag haben. Er hatte sich lange darauf gefreut, um mit seinem Sultan einmal wieder im Garten herumzutollen. Arthur bekam an diesem Tage viele Geschenke und das schöne Wetter begünstigte auch das Spiel im Garten. Aber um eilf Uhr kam er zur Mutter und sagte:

„Mutter, — ich will doch lieber Nachmittags in die Schule gehen. Der Sultan ist schon recht und ich mag ihn ganz gerne; aber es ist doch langweilig, mit ihm stundenlang herumzuspringen. Da geh' ich viel lieber in die Schule." —

Die Mutter lächelte zustimmend und sprach:

„Habe ich es nicht im Voraus gesagt, als Du anfangs nicht in die Schule gehen wolltest, daß es so kommen werde? — Ja, ja, für gute, fleißige Kinder ist es keine garstige Schule, das sagen nur die trägen, oder diejenigen, welche sie noch nicht kennen."

Arthur ging also an seinem Geburtstags-Nachmittag in die Schule und brachte ein wunderhübsches Bild mit seinem Namenspatronen als Geschenk des Lehrers mit nach Hause. —

Der Großvater hatte seine Erzählung beendet und Franz sagte:

„Wenn nur die Vakanz bald zu Ende wäre, daß ich auch in die Schule dürfte!"

Diese Rede freute den Großvater sehr; er klopfte freundlich die Wange seines Enkels und sprach:

„So gefällst Du mir und das liebe Christkindlein wird sich dies sicher merken. Dann gibt es wohl auch den Weihnachtsengeln den Auftrag, Dir schöne Sachen zu machen."

Die beiden Knaben wollten jetzt etwas von den Weihnachtsengeln wissen, aber der Großvater vertröstete sie auf Morgen und stand auf, um mit den Kindern in den Garten zu gehen, wo sie nach den reifen Aepfeln sehen wollten. —

Am dritten Morgen nach der getroffenen Verabredung konnte sich Franz nur widerstrebend von der Nähe des Backofens entfernen, denn es duftete dort gar so einladend; aber da erschien der Großvater unter der Stubenthüre, er lächelte und die Versuchung war überwunden. Die beiden Knaben umdrängten den Alten und wollten heute durchaus etwas vom Christkinde und den Weihnachtsengeln wissen. Der Großvater entgegnete, daß er ja selbst noch nie im Himmel gewesen sei und dies Alles nicht so genau wissen könne. Aber diese Aus-

rede galt nicht; Fränzchen war überzeugt, der Großvater wisse Alles und wollte vor Allem erfahren, ob es denn im Himmel auch Kramladen gäbe und woher das Jesuskind all die schönen Sachen nähme?

Darauf erwiederte der Großvater:

Lange vor Weihnachten, in der heiligen Adventzeit, geht es droben im Himmel recht rührig zu. Da haben die Weihnachtsengel eine Werkstätte aufgeschlagen und verfertigen unzählige schöne Sachen. Der Eine malt die schönen, bunten Bilderbücher und tunkt seinen Pinsel in's Morgenroth, in die blaue Luft, in die weißen und grauen Wolken, in die goldnen Sonnenstrahlen und mischt so alle Farben zusammen. Ein anderer Engel schmiedet Waffen und Werkzeuge; wo die heiße Sonne und die feurigen Sterne sind, fehlt es ihm nie an Glut. Ein dritter Engel schnitzt die Blasinstrumente und Geigen; ein vierter webt schöne Kleider aus den zarten Marienfäden und schmückt sie mit Blumen aus dem Himmelsgarten. So sind viele, viele Engelein beschäftigt, damit der himmlische Kramladen gut ausgestattet ist. Andere Engel aber haben noch ein anderes Geschäft. Sie fliegen unsichtbar zur Erde nieder und kundschaften aus, was die Kinder Gutes oder Schlimmes treiben und dann sammeln sie auch die Zettelchen, auf welche die Kinder ihre Wünsche geschrieben haben.

Wenn nun die Weihnachtswoche herannaht, bringen die Engel in des Jesukindleins Namen all die einzelnen Geschenke in aller Stille in das Kämmerlein, wo der Christbaum steht. Kein Auge kann sie sehen und kein Ohr kann sie hören, aber alle Herzen klopfen feierlich und selig." —

„So hat mir's meine Mutter erzählt" — fuhr der Großvater fort — „und gerade so hat es auch meine Mutter von ihrer Mutter erfahren. Also seid nur recht brav, damit die Weihnachtsengel dem Jesuskinde von Euch etwas recht Gutes berichten können."

Die beiden Knaben hatten mit reger Aufmerksamkeit zugehört. Nun sagte Christian: „Jetzt aber, Großvater, erzähl uns auch eine lustige Weihnachtsgeschichte!"

Der Großvater schüttelte langsam mit dem Kopfe und sagte: „Das geht nicht so schnell, Junge! Wenn mir nun keine einfällt? Und eine lustige soll ich gar noch erzählen?"

„Besinn' Dich nur!" — wagte Franz zu flüstern.

„Aber ich weiß wahrhaftig keine, wenigstens keine rechte Weihnachtsgeschichte;" sagte der Großvater.

„Nun, so erzähl' eine unrechte!" entgegnete rasch der ungeduldige Franz.

Darüber lachte der Großvater und sprach: „Eine unrechte ist es eben nicht, obwohl einige Griesgrämler es meinen könnten."

Die beiden Knaben verstanden die Bedeutung des Wortes, welches der Großvater vor sich hinmurmelte, nicht; sie wollten ihn aber nicht fragen, weil sie viel zu begierig auf die lustige Geschichte, die keine rechte und keine unrechte sei, — waren.

„Fang an, Großvater!“ drängte Franz. Und der alte, heitere Mann begann: —

IV.

„Zwei Kinder, ein Bruder und sein Schwesterlein, freuten sich lange auf den heiligen Weihnachtsabend; sie betrugen sich auch recht brav und konnten deßhalb die selige Stunde kaum erwarten. Sie hatten bereits einige gute Vorzeichen erhalten; da und dort fanden sie ein Stücklein süßes Zuckerwerk und als sie es der Mutter brachten — denn es waren keine Näscher, die etwas ohne der Mutter Erlaubniß aßen — sagte diese mit bedeutungsvoller Miene: sie sollten es nur behalten und essen, es werde wohl den Weihnachtsengeln aus dem Himmelswägelein gefallen sein, weil sie jetzt so große Eile hätten. Die Kinder merkten also, daß der Wagen bei ihnen öfters anhalte und einkehre und setzten schöne Hoffnungen darauf.

Hatten die Engel nun auch hie und da ein Zuckerstücklein verloren, so mußten sie doch noch viel mehr eingeführt haben,

denn der große, starkastige Tannenbaum glänzte am Christabend in seltener Pracht und Fülle. Ringsum geschichtet und ausgebreitet lagen bunte Tüchlein, Kleider, Höschen, Spielereien, Bilderbücher, Lebkuchen und große Laibe des köstlichsten Hutzelbrods mit Mandeln, Rosinen, Nüssen und Citronat. Das gab eine große Lustbarkeit! Die Kinder ruhten nicht eher, als bis sie den Weihnachtsengel mit seinen Flügeln aus Rauschgold, der auf dem Gipfel schwebte, herunter bekamen und küssen konnten in kindlicher Dankbarkeit.

So ging es zwei Tage lang in wahrer Seligkeit fort, bis endlich der Baum leer dastand, zu einem ganz gewöhnlichen Tannenbaum umgewandelt. Am zweiten Nachmittage schien die Sonne wunderhell, als ob tausend Engel über der Erde schwebten und der Widerglanz ihrer Flügel in der Luft leuchte. Da öffneten die beiden Kinder das Gangfenster, von wo aus man in den großen Hof sehen konnte. Sie schauten hinab und Eines schlang den Arm um den Nacken des Andern.

Drunten im Hofe gab es etwas Lustiges zu sehen. Die Mutter hatte alle Hennen sammt dem Gockel bei dem schönen Wetter aus dem Stalle gelassen und sie trippelten und huschten und flogen in ihrem bunt gesprenkelten Federkleide durcheinander, kreischten und gacksten und der Gockel schrie sein Kikriki mit gestrecktem Halse dazwischen. Bisweilen stürzten sie Alle auf Einen

Platz, stießen die Schnäbelein auf den harten Boden und wetzten sie. Die Mutter warf nämlich hie und da einige Brodkrümlein von der andern Seite in den Hof.

Als dies die zwei Kinder sahen, lachten sie herzhaft. Plötzlich kam dem Einen, — weiß nicht, welches es gewesen ist, — ein Gedanke. Sie steckten selbst die Köpfe zusammen, gleich den Hennen und flüsterten geheimnißvoll und eifrig mit einander. Gleich darauf ging's lustig zu. Sie sprangen vom Fenster, klatschten mit den Händen, liefen zur Mutter, vertrauten ihr flüsternd etwas und als sie lächelnd nickte als Zustimmung, ging's hüpfend ihr nach in die Küche, wo nun der geplünderte Baum stand.

Und was glaubt Ihr, daß hier geschah? Denkt nach, aber Ihr errathet es vielleicht doch nicht; ich will es nur lieber gleich sagen. —

Die Mutter brachte einen Laib Brod, Semmelbröckchen und noch Allerlei, daneben kleine Papierstückchen und einen Knäuel Zwirn. Die Kinder aber schnitten aus dem Brode zierliche Stücklein von jeder Form und sie gaben sich Mühe, Sternchen, Ringe und Dreiecke zu bilden; sie kneteten die Brosamen zu Kügelchen, füllten kleine Düten mit Körner und hingen all dies an den Tannenbaum. So hatten sie den ganzen Nachmittag und noch den andern Morgen vollauf zu thun, dann

aber sah der Baum wieder allerliebst aus. Am Nachmittage schien die Sonne wieder herrlich; der Baum wurde behutsam in den Hof getragen und in dessen Mitte aufgestellt. Die beiden Kinder postirten sich aber am Gangfenster und lauschten mit Ohren und Augen.

Jetzt öffnete die Mutter das Thor des Hühnerstalles und heraus flog und flatterte und huschte und sprang das ganze Hühnerheer, eine ansehnliche Schaar. In Einem Nu saß der Gockel auf dem Gipfel des Baumes und schrie sein freudiges Kikriki! Die Hennen machten sich über den Baum her, rissen daran, pickten und naschten mit Gier, stachen sich dabei wohl auch ein wenig an den spitzen Tannennadeln, ließen sich jedoch nicht stören. Da sprangen aus den aufgepickten Dütchen die Körner umher und nun ging es über diese, bis fast Alles aufgezehrt war. Auch die hungrigen Spatzen kamen herbei geflogen; aber die mußten sich schon gedulden, bis die Hennen den Platz räumten und ihnen die Nachlese überließen.

Droben an dem Fenster lachten die Kinder, daß ihnen die Augen übergingen, als ob sie weinten. Alles im Hause lief zusammen und freute sich über das närrische Fest, das die Kinder den Thieren bereitet hatten. Das Schwesterlein flüsterte: „Jetzt haben die guten Hennen doch auch etwas dafür, daß sie das ganze Jahr hindurch so fleißig Eier legten;“ — der Bruder

fügte bei: „Und der Herr Gockel verdient auch etwas, weil er sie so früh Morgens weckt und sie alle in strenger Ordnung hält.“

Nun schüttelt ihr wohl den Kopf und meint, es sei eigentlich nicht recht gewesen, daß die Kinder für die Hennen und Spatzen und am Ende für die Mäuslein, die Nachts herausgeschlüpft sein mögen, um etwas zu erhaschen, den ehemaligen Christbaum aufgeputzt haben? Das sei nur ein Fest für Menschen und das Jesuskind habe mit den Thieren nichts zu schaffen.“

Als jedoch die beiden Knaben nachdenklich schwiegen, fuhr der Großvater fort:

„Ich meine halt, die Sache ist so: Das Jesuskind sieht auf's Herz, wenn aber keine böse Meinung darin ist, sondern nur Liebe und sei es auch sogar Liebe zu den Thieren, die ja auch seine Geschöpfe sind, nimmt es einen unschuldigen Kinderspaß nicht übel; zum Beweise, daß es so und nicht anders ist, will ich erzählen, was weiter geschah.

Als am andern Morgen die beiden Kinder aufwachten und sich mit den Händchen die Augen ausgerieben hatten, riefen sie Beide auf einmal:

„Mutter! mir hat von dem Jesuskinde geträumt!“

„Nun, was denn?“ — fragt die Mutter freundlich.

Da wollte Jedes zuerst reden; die Mutter aber erlaubte es dem Schwesterlein, weil es älter, als der Bruder war. Dies erzählte:

„Es hat mir alles wieder von gestern geträumt, weißt Du, vom Baume und von den Hennen und ich sah auch gerade so zum Fenster hinaus; aber statt des Bruders stand das Jesuskind neben mir und legte seinen Arm um meinen Hals und lachte auch überlaut, daß ich davon aufwachte." —

„Gerade das Nämliche hat mir auch geträumt!" schrie der kleine Bruder fast entrüstet, als ob ihm die Schwester den schönen Traum gestohlen hätte.

Da nahm die Mutter ihre beiden Kinder auf den Schooß und sagte besänftigend:

„Ihr werdet doch nicht mit einander streiten und Euch neidisch sein? Daran hätte das Jesuskind kein Wohlgefallen und käme zu Euch sicherlich nicht so bald wieder im Traume. Daß Ihr Beide das Gleiche geträumt habt, ist ja eben das Allerschönste; das Jesuskind will Euch vielleicht dadurch zeigen, daß es Euch Beide lieb habe. Es ist aus Liebe in diese Welt gekommen, und wo es im Herzen Liebe findet, sei es auch zu den armseligsten Thierlein, die uns nicht danken können, hat es Freude. Solche Menschen lieben gewiß um so mehr ihre Mit-

geschöpfe und erfüllen des lieben Heilandes Gebot: „Liebet einander.“ Seid nur immer so gut, dann schlingt das Jesuskind nicht nur im Traume, sondern immerdar im Leben den Arm um Euch.“

Ja, so sagte die Mutter und damit ist meine Geschichte am Ende. —

„Großvater!“ riefen Christian und Franz wie aus Einem Munde, — „ist diese Geschichte wahr?“ —

„Es ist eine ganz wahre Geschichte,“ sagte ernsthaft der Großvater.

„Und wie heißen die beiden Geschwister?“ frugen sie weiter.

„Auch das kann ich Euch sagen“ — entgegnete der Großvater; — „sie heißen Emma und Erwin; sie leben noch und sind noch kleine Kinder; die Geschichte ist nämlich erst beim vorigen Weihnachtsfest geschehen.“ —

Damit waren Christian und Franz zufrieden gestellt und machten schöne Pläne, die guten Kinder einmal zu besuchen, was den übrigen Theil des Morgens ausfüllte. —

Am nächsten Morgen gab es viel zu thun. Die Mutter hängte im Garten die Wäsche auf und Franz reichte ihr dabei die hölzernen Klammern. Mitten unter der Arbeit befahl sie dem Christian, die Katharine, so hieß nämlich die Hausmagd,

herbeizuholen, damit sie rasch in das nahe gelegene Städtlein laufe, um Stärkmehl einzukaufen. Da bat Christian:

„Mutter, schick mich hinein!“ — aber diese entgegnete: „Ja, wenn man einmal den Tod braucht, dann schickt man Dich aus; derweilen hat man Zeit, sich darauf vorzubereiten, denn Du bleibst an jeder Gassenecke stehen.“

Christian ging sehr beleidigt von dannen und als er wiederkehrte, war der Großvater herbeigekommen, der ihn auch seines verdrießlichen Gesichtes wegen neckte und mit den Worten endete: „Nun, Christian, eine Wahrheit muß man immer ohne Verdrießlichkeit anhören können. Ist's etwa nicht so, daß Du gerne auf Deinem Schulwege stehen bleibst?“

Christian schwieg beschämt und sah zur Erde nieder. Der Großvater aber fuhr fort:

„Kannst Du noch das Sprüchlein aus dem höflichen Schüler, welches ich Dich lehrte? Wie, sag' es einmal her, denn jetzt muß der Franz sich dasselbe auch merken. Weißt das, vom Nachhausegehen von der Schule.“

Christian besann sich und sagte dann mit Deutlichkeit:

„Ist endlich nun die Schul' und das Gebet vorbei,
Geh' mit Bescheidenheit nach Haus, mach' kein Geschrei,
Spring nicht, als wie ein Bock, der schwer zu halten ist,
Durch Stiegen oder Thür, daß du der Erste bist;

Zank oder raufe nicht mit deinen Schulgesellen
Und suche dich bei Zeit den Eltern darzustellen;
Laß dich zur Winterszeit auf keiner Schleife blicken,
Im Sommer nicht beim Spiel, sonst geht's auf deinen Rücken;
Trapp auf der Gasse nicht als wie ein Karrengaul,
Gaff nicht umher, sonst fällst du auf das Maul." —

„Recht so!" sprach der Großvater, als Christian geendet hatte. „Nun kommt mit mir zum Hausbänkchen. Ich will Euch erzählen zu guter Lehr und Warnung, wie es dem Eduard bei seinem Herumstehen auf der Gasse ergangen ist." —

Die beiden Knaben ließen sich dies nicht zweimal sagen und so finden wir alle Drei wieder auf dem uns bereits bekannten Plätzchen, wo der Großvater seine Erzählung begann:

V.

Der Eduard, von dem ich Euch heute erzählen will, war ein ganz braves Bürschlein von zehn Jahren und hatte nur den Einen Fehler, daß der Leichtsinn ihn hie und da wie ein Sturmwind mit fortriß. Alle seine Schreib-, Lese- und Rechnungsfehler geschahen aus purem Leichtsinn; er sah es jederzeit gleich nachher ein, aber dann war es eben auch schon zu spät, es wieder gut zu machen und es setzte Verweise, nicht selten auch Strafen ab. —

Eines Tages, als Eduard zur Schule ging, gab ihm sein

Vater fünfzehn und einen halben Kreuzer mit dem Auftrag, nach der Schule dafür im nächsten Papierladen einen Stempelbogen zu holen und denselben aber ja nicht zu zerknittern. Eduard war mit diesem Auftrage sehr zufrieden, denn so ein Spaziergänglein nach der Schule kam ihm just gelegen, weil er dann seinen Kameraden Sylvester begleiten konnte.

Der Vormittag verstrich ohne alle weitere Vorkommnisse und er machte sich auf den Weg, den Auftrag zu besorgen. Da fiel ihm plötzlich siedheiß ein, daß seine Westentasche ein Loch habe und er es wieder im Leichtsinn vergaß, der Mutter anzuzeigen. Richtig! ein Sechser war entschlüpft und er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Sylvester riß ihn jedoch aus seiner Noth, lief schnell nach Hause, holte aus seiner Sparkasse den fehlenden Sechser und lieh ihm denselben. Erleichterten Herzens ging Eduard nun in den Kaufladen und trug hierauf das zusammengerollte und umwickelte theure Papier sorgfältig zwischen den Fingern. Er hatte sich aber bereits schon ein wenig verweilt und lenkte also in das Schönfeldgäßchen ein, um den Weg abzuschneiden. Kaum war er einige Schritte gegangen, als er am Ende der Gasse mehrere Schulkameraden beisammen stehen sah. Jetzt wußte er auf einmal nicht mehr, daß der Vater seiner harre und er Eile habe. Bei der Gruppe angekommen, gewahrte er einen großen Sandhaufen, weil ge-

genüber eben ein neues Haus aufgeführt wurde. Die Arbeiter waren bereits beim Mittagessen und die Schulknaben hatten hier dafür Posto gefaßt. Der Sandhaufen galt ihnen für Sebastopol und sollte von den Einen vertheidigt und von den Andern eingenommen werden.

Eduard war ganz entzückt von diesem Spiele. Sogleich eilte er zu dem Ecksteine, der sich ganz in der Nähe des Sandhaufens befindet, stellte höchst sorgfältig den eingewickelten Stempelbogen angelehnt an den Stein und rief:

„Holla! Kameraden! da kommt ein Verbündeter!"

Sogleich zog er aus seiner Schultasche die neue Feder mit dem langen, schwarz und weißen Barte, steckte sie als Federbusch auf sein Hütlein, knüpfte das rothe Sacktuch an sein Linial, schwenkte die Fahne und stand dann in Einem Nu zu oberst auf dem Sandhaufen, indem er rief:

„Wer nimmt's mit mir auf? Heran, wer Courage im Leibe hat, Russen oder Türken, mir ist Alles einerlei!"

Da stürzten also gleich Drei über ihn her, aber alle pulzerten kopfüber hinab und Eduard stand als Sieger oben. Nun regnete es, statt des feurigen Geschützes, Sandkörner und es ging immer toller und toller zu; bald neigte sich der Sieg auf die Eine, bald auf die andere Seite, denn Eduard hatte noch mehrere Verbündete gewonnen.

Hinter ihm ereignete sich aber eine andere Kriegslist. Ein wandernder Handwerksbursche sah den Bogen Papier am Ecksteine lehnen. Wahrscheinlich wollte er einen Brief nach Hause schreiben und hatte auch kein gar zu zartes Gewissen. Kurz und gut, er nahm den Bogen unvermerkt mit fort und ging seiner Wege.

Jetzt schlug es die zwölfte Stunde und wenn Eduard mit seinen lustigen Kameraden auch den Schlag überhört hätte im Schlachtengetümmel, so brummte das Glockengeläute doch zu mächtig; zugleich ertönte es für die jungen Krieger als angenehmes Zeichen zum Waffenstillstand und Mittagessen. Eduard rieb sich die sandigen Hände an seinem Sacktüchlein ab, das aus einer Kriegsfahne wieder in seinen ursprünglichen, gemeinen Zustand versetzt worden war, schüttelte sich den Sand von Kleidern und Schuhen und ging lustig ein Kriegslied summend nach Hause. Plötzlich fiel ihm der Stempelbogen ein und er sprang eilig zurück. Aber man denke sich seinen Schrecken und seine Rathlosigkeit, als er die Papierrolle nicht mehr fand. Er setzte sich nach vergeblichem Suchen auf den Stein und fing bitterlich zu weinen an. „Nein, ich gehe nicht nach Haus!" dachte er. „Was soll ich dem Vater sagen? Ich kriege doppelt Schläge, einmal für den Stempelbogen und einmal für das Ausbleiben!"

Wie er noch mit sich zu Rathe ging, was er beginnen

solle, kam die Magd des Weges, welche ausgeschickt war, ihn zu suchen. Da half nun nichts mehr, er mußte mit nach Hause gehen. Mit einem Armensündergesichte trat er vor den erzürnten Vater, der nach dem Stempelbogen verlangte. Stotternd brachte er seine Entschuldigung vor, aber es war vergebens; — der siegreiche Held des Sandhaufens, genannt Sebastopol — wurde nun mit des Vaters spanischem Rohre tüchtig — geschlagen, und mußte noch die sämmtlichen Kriegskosten von ein und zwanzig und einem halben Kreuzer bezahlen. Mit roth geweinten Augen und hungrigem Magen kam er Nachmittags in die Schule. Als ihn der Lehrer nach der Ursache frug und er seine Geschichte erzählte, wurde er noch als wohlverdiente Demüthigung tüchtig von allen Kameraden ausgelacht. Dann aber schrieb der Lehrer auf die schwarze Tafel jenen Spruch, den ich dem Christian bereits gelehrt habe und Alle mußten sich denselben in's Gedächtniß prägen. — Der Eduard ist aber von jener Zeit an doch etwas weniger leichtsinnig gewesen. —

Franz hatte großes Wohlgefallen an dieser Geschichte und sagte:

„O, wenn ich einmal in die Schule gehe, dann richte ich alle Aufträge der Mutter schon gut aus; sie braucht die Magd nicht mehr eigens hinein zu schicken.“

„Ja, Du bist halt der pfiffige Michel!" sagte lachend der Großvater. „Paß aber dann nur wohl auf, daß es Dir nicht auch einmal so geht, wie dem wirklichen pfiffigen Michel." —

„Erzähle, Großvater, erzähle vom pfiffigen Michel!" riefen die Knaben zusammen.

„Was? diese Geschichte wißt Ihr noch nicht?" sagte dieser. „Sie steht ja in Versen gedruckt in einem alten Buche. Nun, sie ist gleich erzählt."

Der pfiffige Michel war just so Einer, wie Du, Fränzchen; der meinte, Niemand könne etwas so gut und richtig besorgen, wie er, und darum hieß man ihn auch den pfiffigen Michel. Eines Tages gab ihm die Mutter einen Teller in die Hand und sagte: „Michel, geh' zum Krämer und hole mir um drei Kreuzer Pfeffer und um drei Kreuzer Zimmt; aber bring mir's fein nicht unter einander."

Der Michel lief eilig zum Krämer und ließ richtig den Pfeffer auf seinen Teller legen. Darauf verlangte er auch gestoßenen Zimmt. Während nun der Krämer denselben abwog, kehrte Michel schnell den Teller um, damit die beiden Sachen ja nicht unter einander kämen, merkte aber nicht, daß der Pfeffer auf den Boden fiel und trug nun den Zimmt eilig nach Hause.

„Brav, Michel, brav! bist halt mein pfiffiges Büble!"

sagte die Mutter; — „aber wo ist denn der Pfeffer, mein Schätzchen?"

Augenblicklich kehrte Michel nun seinen Teller um — und — o weh! der Zimmt lag auf dem Boden und vom Pfeffer war auch nichts zu sehen. Da machte er freilich nichts weniger als ein pfiffiges Gesicht; die Mutter aber mußte lachen. Michel kam, weil er einen guten Willen gehabt hatte, ohne Strafe davon; aber zum Krämer hat man ihn von dieser Zeit an lange nicht mehr geschickt.

Der Großvater schwieg; die beiden Knaben lachten den pfiffigen Michel aus und liefen zur Mutter, um ihr die lustige Geschichte zu erzählen.

Am andern Tage sagte Christian zum Großvater:

„Deine Geschichten gefallen mir schon, aber die vom Robinson sind doch viel schöner. Kann man denn nur bei den Wilden ein Abenteuer erleben, nicht bei uns auch? — Dann geh' ich, wenn ich einmal groß bin, zu den Wilden, dies Einerlei alle Tage ist mir zuwider. Großvater, weißt Du kein Abenteuer, das einem kleinen Buben passirt ist?"

Der Großvater schüttelte den Kopf und entgegnete: „Sei froh, wenn Dir keines passirt; das kommt immer früh genug.

Bei Kindern ist die Ursache davon selten etwas Gutes. Das wirst Du gleich sehen, wenn ich Dir vom kleinen Karl erzähle. Und der Großvater begann:

VI.

Kinder," — sprach die Mutter eines Tages zu Karl und Bertha, — „zeigt einmal, daß Ihr auch zu etwas nützlich sind."

Bei diesen Worten streckten sich die Beiden voller Selbstgefühl und Stolz und ihre Augen leuchteten in dem Verlangen zu hören, was man von ihnen fordere.

„Nun, nun," sagte die Mutter lächelnd, „eine Heldenthat sollt ihr eben nicht vollbringen, sondern ganz einfach nur ein Spiel machen, das den ganzen Nachmittag fortdauert: Ihr sollt „Vater und Mutter" spielen."

„Das ist lustig! das ist lustig!" riefen Beide zugleich, indem sie in die Hände patschten.

„Ich bin also der Vater!" sagte Karl; — „und ich die Mutter!" fügte Bertha bei, — „und die kleine Louise ist Euer Kind," — ergänzte die Mutter. „Wißt Ihr nun, was Ihr zu thun habt, während ich mit dem Vater in die Stadt gehe?"

„O ja!" sagte Bertha ganz freudig und klug; — „ich werde Louischen um vier Uhr die Schüssel mit Milch bringen

und ihr die Semmel einbrocken; ich werde auf sie Acht geben, mit ihr spielen und sie nicht einen Augenblick allein lassen." — (Die Mutter nickte beifällig mit dem Kopfe.) „Und ich" — fiel ihr Karl in das Wort, indem er stolz dastand, — „ich will sie beschützen, und — wenn sie unartig ist und der Mutter nicht folgt — sie gelinde züchtigen!" — „Nichts da! diese väterliche Gewalt ist Dir nicht eingeräumt!" sagte die Mutter halb im Ernste und halb im Scherze. „Aber beschützen sollst Du Dein Kind und auch Deine kleine Frau, — sollst bei ihnen bleiben, ihnen beistehen und sie im Nothfalle vertheidigen, wenn z. B. etwa ein Hase über den Weg läuft. Im Gemüsegarten arbeitet die alte Gertrud, — diese kannst Du auch als nöthigen Beistand holen. Nun, kann ich mich auf Euch Beide verlassen? Werdet Ihr Eure Pflicht thun? Kann ich ruhig fortgehen und ausbleiben bis zum Abend?" —

„Ja!" — sagte Karl; — „ja," sagte Bertha und legten dabei ihre Händchen in die Hand der Mutter. Beide Kinder sagten also „ja," und dennoch klang es verschieden. In Karls „ja" lag etwas von männlichem Stolze und Selbstvertrauen; in Bertha's „ja" lag nur die Liebe und der Gehorsam. Hierauf richtete sich die Mutter für den Ausgang zurecht; dann ging sie in die Kinderstube, nahm Louischen aus dem Bette, wo sie den Nachmittagsschlaf gemacht hatte, band

ihr ein Tüchlein um und steckte sie nur in's leichte Röcklein, denn es war ein heißer Sommertag, wo schon diese wenigen Kleidungsstücke überflüssig schienen, gab jedem Kinde zum Abschiede einen Kuß, zeigte noch der Bertha, wo die Milch und das Brod zu holen sei und wanderte dann mit dem Vater, der bereits auf der Wiese bei den Arbeitern stand, den Fußweg gegen die Stadt zu, denn die Eltern bewohnten im Sommer ein kleines Landhaus, das etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lag.

Karl und Bertha machten nun ihren Plan, was heute Nachmittag geschehen solle und richteten sich dabei nach dem oft gehörten Beispiele der Eltern.

„Ich meine," sprach Karl, „wir sollten Heu machen und es einführen."

„Wie Du es für gut findest, lieber Mann!" — entgegnete Bertha.

Sie führte Louischen nun an der Hand in den Grasgarten; dort rauften sie emsig mit den kleinen Händen Büschel Gras aus, legten es sorgfältig auf Häuflein und waren so fleißig, daß ihnen dabei große Schweißtropfen auf der Stirne standen. Karl hatte inzwischen sein Wägelchen herbeigeholt und half hierauf tüchtig mit. Der kleinen Louise wurde dabei so heiß, daß sie jammerte und Bertha ihr, wie auch die Mutter

oft zu thun pflegte, das Röcklein auszog und es auf eine Haselnußstaude hängte. Nun wurde aufgeladen und das Gras in den Stall geführt, wo die Geis ihre Wohnung hatte, welche aber eben auf der Weide war. Aber der Nachmittag dauert lang und man mußte auf ein anderes Spiel denken. Der Vater besaß auch in der Nähe eine Mühle; dies brachte unsern Karl auf einen neuen Gedanken. „Jetzt wird Mehl gemacht!" rief er triumphirend. Sogleich holte er zwei Ziegelsteine herbei, abgebrochene Stücke und rieb diese gegeneinander, daß feines Ziegelmehl entstand, welches er auf große Blätter schüttete. Bertha trat zu ihm und sprach verweisend: „Laß dies bleiben, Du beschmutzest Dich damit!" — Da erhob sich Karl und rief: „Du hast mir nichts einzureden; ich bin der Mann, daß Du es nur weißt!" — Bertha sagte: „Nun, so sei Du der Müller, ich bin die Putzmacherin, und Louise ist mein Nähmädchen, gelt? — Wir legen dann einen Kaufladen an; ich verkaufe meine Hüte und Du Dein Mehl." —

Beide waren einverstanden. Als Karl genug Mehl gerieben hatte, holte er starkes Papier, schnitt zwei viereckige Blättchen, machte in jedes Eck ein Löchlein, schnitt acht Trümmer, gleich lang vom Fadenknäuel, versah jedes unten mit einem Knopfe, zog sie durch die Löchlein, band die vier Fäden von jedem Blättchen oben zusammen, nahm einen kurzen Stecken,

hängte die zusammengebundenen Fäden rechts und links an dessen Ende, machte mit einem andern Faden eine Schleife genau in Mitte des Steckchens und hatte nun eine Wage angefertigt. — Darüber freuten sich die Mädchen unbeschreiblich und Bertha lehrte Louischen sagen: „Guter, geschickter Papa!"

Aber Bertha war auch eine geschickte Mama. — Sie pflückte von den Stachelbeersträuchern schöne, große Blätter ab; dann verschaffte sie sich von den Rosenstöcken kleine Dörnchen, welche ihr als Stecknadeln dienten, hierauf holte sie Bandgras, allerliebste Blumen und als sie alles beisammen hatte, steckte sie ganz nette Hütchen auf, eines schöner als das andere. Es lag eine Reihe davon auf dem Rasen zum Verkaufe. —

Die Kinder waren bei diesen Beschäftigungen außerordentlich vergnügt und als Louischen immer fröhlicher lachte, fühlten Karl und Bertha eine süße Befriedigung, denn dies hatte ja die Mutter bei dem vorgeschlagenen Spiele gewollt; sie kamen sich wirklich wie Louischens Eltern vor und waren sich ihrer Ueberlegenheit bewußt. Bald fiel dem Einen eine neue Zuthat zu ihrem Spiele ein, bald gab das Andere etwas Lustiges an. Karl pflückte im Garten die schönsten Blumen und es wurde beschlossen, einen Kranz zu flechten. Als Bertha damit beschäftigt war, bedauerte sie, kein Vergißmeinnicht zu

haben, es würde zu den Rosen so allerliebst stehen. Da wußte Karl augenblicklich Rath; er rief:

„O, drüben am Wiesengraben wachsen eine Menge Vergißmeinnicht; ich will sie holen.“ —

„Nein, nein!“ entgegnete Bertha, — „geh' nicht von uns fort! Die Mutter hat es verboten und der Kranz wird auch ohne Vergißmeinnichtlein recht schön.“ —

Aber Karl hatte nun einmal den Gedanken gefaßt, an den Wiesengraben zu gehen und wenn ein eigensinniger Kopf etwas will, findet er genug Gründe, es zu thun. Karl war solch ein eigensinniger Kopf und rief:

„Die Mutter hat mir im Gegentheil befohlen, Euch beizustehen und darum hol ich ja die Vergißmeinnicht. Ich will gleich wieder bei Euch sein und damit es schneller geht, reite ich hinaus.“

Nach diesen Worten lief er in die Stube, holte sein Steckenpferd und die Peitsche, nahm von Louischen einen väterlichen Abschied, ermahnte sie, der Mama inzwischen artig zu gehorchen und ritt auf seinem Steckenpferdlein davon. —

Bertha war darüber einen Augenblick lang betrübt, denn sie fürchtete, Karl möchte auf der Wiese verweilen und es war doch bisher so lustig gewesen. Aber sie beruhigte sich gleich wieder. In ihrem eigenen Pflichtgefühl traute sie auch dem



Bruder ein gleiches zu, er hatte ja der Mutter mit so stolzer Miene versprochen, sie beide zu beschützen. Sie sagte also zu Louischen:

„Er wird gleich wieder bei uns sein und schöne, kleine Blumen bringen, welche zwischen diesen großen Rosen sich dann prächtig ausnehmen; wir wollen inzwischen sehen, welche Blumen am besten zusammen taugen."

Aber es war bereits eine geraume Zeit verstrichen; Karl hätte längst dreimal zurückgekehrt seyn können und er blieb immer noch fort. Die kleine Louise wurde verdrießlich und verlangte nach den Vergißmeinnichtlein; Bertha hatte Mühe das Kind zu beschwichtigen und sagte ein über das andere Mal: „Horch! jetzt kommt er! ich höre ihn schon mit der Peitsche knallen."

Aber er kam nicht. Bertha wurde selbst ängstlich, es möchte ihm ein Unglück geschehen seyn. Sie wäre gern fortgelaufen, ihn zu suchen; aber sie durfte Louischen nicht allein lassen und die Mutter hatte es ja verboten. Endlich sagte sie:

„Weißt Du was? Wir gehen jetzt in das Haus und tragen die Milch heraus. Dann richten wir ein Tischlein und eine Bank her, decken auf und bis das geschehen ist, wird Karl auch zurückgekommen seyn. Dann hat er eine Ueberraschung und Freude."

Nun war das Kind beruhigt und in ihrer Geschäftigkeit verstrich eine geraume Zeit ganz heiter. Nachdem alles bereit war, setzten sich Louise und Bertha an das Tischlein vor die Milchschüssel, sahen vergnügt darein, klapperten mit den Löffeln, rührten aber das Vesperbrod nicht an. „Horch! jetzt kommt er.“ — „Nein, er ist's nicht! — „Jetzt aber!“ — „Wieder nicht!“ —

Bertha wurde nun verdrießlich. Bald ärgerte sie sich über Karl, daß sie hätte weinen und zanken können, bald schlug ihr Herz in Sorge um den Bruder. Um Louischen zufrieden zu stellen, gab sie ihr endlich zu essen; sie selbst aber rührte keinen Bissen an, die Angst und Sorge schnürte ihr die Kehle zu, denn es mußte mehr als eine Stunde verstrichen seyn, seit Karl auf seinem Steckenpferde fortgeritten war. Sie wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Endlich fiel ihr ein, daß die alte Gertraud ganz in der Nähe arbeite. Sie nahm das Schwesterlein an die Hand und suchte die alte Magd auf. Zu dieser sagte sie:

„Sey so gut, Gertraud, und gib auf Louise acht, bis ich wieder komme.“ Diese fing an zu weinen, daß nun auch Bertha fortgehe und nicht mehr komme; Gertraud nahm sie aber auf den Arm und machte ihr allerlei Späße vor, daß Louise gleich wieder lachte.

Nun eilte Bertha so rasch, als ihre Füße vermochten, an

den Wiesengraben, wo die schönen blauen Blümlein wachsen, um den Bruder zu suchen. — Aber — da stand sie, spähte umher, schrie, lief am Graben hinauf und hinab — nichts war von Karl zu sehen und zu hören. Ihre Angst steigerte sich auf's Höchste. Was sollte sie beginnen? Sie war gewiß schon eine halbe Stunde lang umhergelaufen; ihre Wangen glühten, ihre Füße wankten; sie brach in einen Thränenstrom aus und fiel neben einem Weidenbaume auf die Kniee. Als sie den zum Boden niedergesunkenen Kopf erhob — stieß sie einen Schrei aus. An den Baumstamm gebunden erblickte sie nämlich Karl's Steckenpferd. — Da wirbelten die Gedanken durch ihren Sinn. „Was ist geschehen! wo ist er! — am Ende liegt er gar in dem mit Wasser tief gefüllten Graben!" Wie ein gejagtes Reh lief sie nun dem Hause zu und schrie und jammerte, daß endlich ein Knecht herzukam, dem sie ihren Kummer anvertraute und der fortging, den Knaben zu suchen.

Mit der Freude des Nachmittags war es nun zu Ende. Bertha sehnte sich nach der Zurückkunft der Eltern und fürchtete sich auch wieder vor derselben, als ob sie selbst etwas Böses gethan hätte. Der Tag neigte sich schon dem Ende zu, bald mußte die Sonne untergehen und wenn nun die Nacht käme und Karl noch nicht zurück wäre!

Sie konnte daran nicht mehr weiter denken; die Angst um

4 *

den lieben Bruder verwirrte ihren Sinn und sie hätte am liebsten das Gesicht in's Gras gelegt, um zu weinen und zu schluchzen. Aber da war ihr Louischen, das ihr anvertraute Kind, und ihr Pflichtgefühl gewann die Oberhand. Sie suchte ihre Angst zu verbergen und mit Louischen zu scherzen um sie zu unterhalten. Zum ersten Male in ihrem Leben erfuhr sie, wie schwer es sey, heiter zu scheinen. Inzwischen betete sie im Stillen: „Lieber Gott, führe Du den Bruder wieder glücklich nach Hause!" — dann flocht sie mit Louischen wieder am Blumenkranze.

Inzwischen wollen wir uns nach Karl umsehen, damit ihr euch nicht gleich der armen Bertha ängstigt.

Als Karl an den Wiesengraben ritt, hatte er nur die gute Absicht, seine Schwestern zu erfreuen; deßhalb war er sehr fröhlich und sang auf seinem Steckenpferdchen:

„Hopp, hopp, hopp!
Ich reite im Galopp;
Ich reite über Stock und Stein,
Ich drück dem Gaul die Sporen ein.
Hopp, hopp, hopp!
Jetzt geht's nicht im Galopp,
Jetzt rennt mein Pferdlein so geschwind,
Als wär es selbst der Brausewind, —
Halt!" —

Karl hielt inne, denn er war bereits am Wiesengraben

angelangt. Er stieg ab, das heißt, er zog sein Steckenpferd zwischen den Beinen hervor, führte es am Zügel weiter, und band es vorsichtig an den alten Weidenbaum, welcher dicht am Graben stand.

Nunmehr stieg er ein wenig abwärts, um die bewußten blauen Blümchen zu pflücken. Aber wie er auch umherschaute — er fand nur kleine, magere, unansehnliche; die großen wuchsen alle jenseits des Grabens und lachten ihm, wie die Augen seines Schwesterleins, entgegen. Ihm war's als sagten sie schmeichelnd: „Komm herüber, dann gehen wir mit dir nach Hause.“ Doch wie sollte er zu ihnen gelangen? Der Graben war breit, sehr breit, dazu noch voller Wasser und seine Beinchen waren kurz, sehr kurz. Aber er konnte ja springen, und es ging abwärts. Er war schnell besonnen, wagte einen Sprung — plumps! — lag er drüben, aber nur zur Hälfte, mit dem Kopf und Leibe, die andere Hälfte lag im Graben. Doch, was kümmert dieses einen frischen, lustigen Buben! Er dachte: „Ich bin nicht von Zucker, der im Wasser zergeht; es scheint die Sonne und sie wird meine Hosen und Strümpfe schon wieder trocknen.“

Vor allem pflückte Karl nun einen dicken Strauß, so dick, daß er ihn kaum mit den beiden Händen umfassen konnte. Als dies geschehen war, dachte er gleich an die Heimkehr. Aber

— wie er vor dem Graben stund, kam der zweite Gedanke: „Jetzt, — wie hinüber? Hat's schon herüber nicht glücken wollen und aufwärts springen ist eine andere Sache.“ — Er ging viele Schritte zurück und machte einen weiten Ansatz; doch er hielt vor dem Wasser inne, — „nein! nein! es geht nicht!“ — Da stand der arme Bursche in bitterer Verlegenheit und kratzte sich hinter den Ohren. Er wußte sich nicht zu helfen und sein Kratzen brachte ihm auch keinen Rath ein. Nun machte er es, wie viele Leute: — er ärgerte sich und schob die ganze Schuld auf Andere, „auf die dummen Mädchen, derentwegen er in diese Verlegenheit gekommen war, schimpfte sogar über die dummen Blumen, den dummen Kranz, den dummen Graben und das dumme Wasser darin. Alles war in seinen Augen dumm, nur er allein war gescheidt und konnte sich doch nicht helfen! Doch mußte er einen Entschluß fassen. Das Wasser war über seinen Schuhen hineingeflossen, seine frischen, gelben Höschen waren patschnaß, er fröstelte, trotz des Sonnenscheins, sogar ein wenig. Da erinnerte er sich, daß die Mutter einmal gesagt hatte, die nassen Füße schadeten der Gesundheit weniger, wenn man sie durch rasches Gehen warm erhielte. Auf dieser Stelle konnte er ohnehin nicht stehen bleiben. Er beschloß also am Graben abwärts zu laufen und einen bessern Uebergangsplatz zu suchen. Er lief so schnell er konnte; aber vor ihm lag die weite Wiese

in ihrem vollen Blumenschmucke; alle Farben glänzten dort bunt durch einander und ein sanftes Lüftchen bewegte die Blumen und Hälmchen, daß sie ihm zu winken schienen. Nein, dieser Verlockung konnte er nicht widerstehen! er mußte auch sein langes Ausbleiben mit etwas rechtfertigen und die harrenden Mädchen versöhnen. Er warf die Hälfte der Vergißmeinnichte wieder weg, sprang auf die Wiese, pflückte von den Wiesenblumen, nur von jeder Farbe ein einziges, nahm dazwischen auch schlanke Gräser dazu und hatte bald einen gar lieblichen Strauß beisammen. Als er so in Mitte der Wiese stand, hörte er rings um sich ein Gesumse und Gesurre, ein Pfeifen und Quacksen, lustige Töne aller Art; am buntesten tönte aber das unaufhörliche Gezirpe der kleinen Feldgrillen, dieser unermüdlichen Musikanten der Wiese. Eine Grille zu fangen war lange schon sein sehnlichster Wunsch gewesen. Er kniete auf den Boden, legte das Ohr in das Gras und es zirpte eine Grille dicht vor demselben. „Richtig, da muß eine Höhle sein! richtig, da ist eine!" — schrie er jubelnd. Nun riß er einen steifen Halm ab und bohrte in das Löchlein. Augenblicklich schwieg der pfiffige Musikant. Wie er sie nun herauslocken könne? das war eine andere Frage. Er stellte verschiedene Versuche an, aber dabei verging die Zeit und er merkte es mit Verdruß und Aerger, weil ein inneres Stimmchen, gleich dem verborgenen Grillchen,

unaufhörlich an den Heimweg mahnte. Nun schickte er sich wirklich dazu an. „Aber, was ist dies? streifte nicht eben etwas husch, husch durch das Gras?" — Dort, dort läuft ein Häslein in hohen Sätzen! Schnell ihm nach! Und Karl machte fast so eilige Sprünge wie der kleine Löffelhans. O weh! nun hat er's aus dem Gesichte verloren!

Mitten in seinem Bedauern und Aerger sah er einen bunten Schmetterling. Nein, so einen schönen besaß er in seiner ganzen Sammlung nicht! Das muß ein ausländischer sein; so einen bekommt man nicht alle Tage! Wie leid that es ihm, sein Schmetterlingsnetz, nicht einmal seine Mütze bei sich zu haben! Doch er band sein Sacktuch zu einem Netze und nun ging die Jagd an. Aber der Schmetterling schien ihn zu necken; so oft er auch meinte, ihn zu haben, saß er wieder triumphirend auf einer Blume. — Plötzlich gewahrt er, wie weit vom Graben er abgekommen sei und daß die Sonne bereits sinke. Da fällt ihm auch sein liebes Steckenpferd ein! Wenn dieses nun inzwischen gestohlen worden wäre! — Dies war ein so entmuthigender Gedanke, daß ihm die Schmetterlingsjagd entleidet war und er eiligen Laufes von dannen ging. Als er nun wieder vor dem Graben stand, kannte er sich in der Gegend gar nicht mehr aus. Das Elternhaus, selbst der Kirchthurm des Dorfes war seinen Blicken entschwunden.

Wie im Traume sah er sich um und dann auf den Graben, der ihm wie ein kleiner Bach vorkam. Nein, hier ging es nicht; er mußte eine andere Stelle ausfindig machen. Allmählig stellte sich bei ihm eine große Müdigkeit ein; er mußte ein wenig, nur ein ganz klein wenig ausruhen und er befand sich auf einer gemähten Wiese, wo die duftenden Heuhaufen ein bequemes Lager boten. Da streckte er sich auf einem solchen der ganzen Länge nach aus und blickte dabei gegen den Himmel, an welchem die silberweißen und manchmal leicht geröthеten Wölkchen schwebten. Wie schön dies war! o, gar so schön! er hätte immerfort hinschauen mögen. Doch auch auf der Wiese ringsum gab es allerlei zu sehen. Da huschten Feldmäuse hin und her und oft so dicht an ihm vorbei, daß er sie fast hätte am dünnen Schwänzchen fangen können. Ja, das wäre ein prächtiger Spaß! — So ein Mäuschen zu fangen, es im Sacktuch heim zu tragen und — wenn Bertha über sein Ausbleiben schmollen würde, es gegen sie los zu lassen! — Er konnte sich von diesem Gedanken nicht lostrennen und mußte dabei überlaut lachen. Wie er es versuchte, den Plan auszuführen, hatte er einen dicken Grashupfer in der Hand. Die Heuschrecken tummelten sich rings um ihn und es war ein lustiges Zuschauen. Dabei schlief er — von dem Wohlgeruche des Grases und der Müdigkeit völlig betäubt — ein. Plötzlich wurde er höchst un-

sanft geweckt; eine laute Stimme brüllte in sein Ohr und vor ihm stand der lange Peter des Dorfschulzen. Zu Tod erschrocken fuhr er in die Höhe, denn er fürchtete den groben, derben Knaben über alle Maßen und wußte, daß dieser ihn nicht leiden konnte. Das kam nämlich so: — Peter betrachtete sich als den ersten und obersten unter den Dorfkindern und dies war er auch während des ganzen Winters, wo Karls Eltern in der Stadt wohnten. So bald aber diese auf das Gut zogen, wendete sich der Respekt dem Söhnlein des Gutsherrn zu und der lange Peter verlor die Obermacht. Er hätte mit seinen Fäusten wohl die Herrschaft erringen können; aber er fürchtete sich vor Karls Vater.

Jetzt aber waren sie allein beisammen, ohne Zeugen, weit vom Dorfe entfernt. „Auftrumpfen“ — sagte er sich im Stillen, — „darf ich ihm freilich nicht; aber angst und bang will ich dem Büblein machen und das von Rechtswegen; was hat er auf unsern Heuhäufen zu thun?“ Er rief also so laut er konnte:

„Holla! Herrlein! auf! — Um den Heuhaufen herum streicht gerade eine giftige Kupfernatter; auf, sonst beißt sie Dich!“ —

Wie schon erwähnt, fuhr Karl augenblicklich in die Höhe und lief davon; er wußte selbst nicht recht, ob vor der Natter,

oder vor dem langen Peter. Von der ersteren sah er nichts; aber Peter lief ihm nach, wie der Hund dem Hasen, und schrie immer: „Die Kupfernatter! die Kupfernatter!“ Karl schaute nicht um und lief in eine ungemähte Wiese hinein, weil er dachte, dort könne die Natter ihn nicht ereilen. Als er eine gute Strecke in der Wiese stand, packte ihn Peter von rückwärts, schüttelte ihn derb und schrie:

„Gepfändet! das ist ein verbotener Weg! Heraus mit dem Geldbeutel! Dort kommt schon der Flurschütz; siebzehn Kreuzer, oder Prügel kostet es.“ —

Karl wußte nicht, war es Scherz oder Ernst. Aber er hatte vom Vater etwas dieser Art gehört, wenn er über die Wiesen springen wollte, und er kannte auch den Flurschützen gar wohl, vor welchem alle Dorfknaben große Furcht hatten, denn er sah grimmig genug aus. Aber er entdeckte nichts von demselben; es war auch schon dämmergrau und Peter deutete in die Ferne. Jetzt sagte dieser:

„Wart nur, — gleich wird er da sein! Ich will ihn holen; dem entkommst Du nicht mehr.“ Bei diesen Worten eilte Peter von dannen, Karl aber sprang gegen den Graben, welcher hier zum Glücke auch nicht sehr breit war. Jetzt galt es kein Besinnen mehr. Mit Einem Satze suchte er die andere Seite zu erreichen, — aber — o weh! es gelang ihm in der

Hast noch übler, als das erste Mal. Als er sich aufzurichten versuchte, brach er zusammen; ein Schmerzensschrei entfuhr seinem Munde, — durch seinen Fuß ging ein Stich. Hatte er ihn gebrochen, oder übertreten? Nein, er konnte nicht von der Stelle, er konnte sich nicht einmal aufrichten. Er schrie, er weinte, er schluchzte, er wimmerte, er schrie lauter und immer lauter. Niemand hörte ihn, Niemand kam ihm zu Hilfe. — Jetzt wäre ihm sogar Peter oder der Flurschütz erwünscht gewesen. Wenn er hier liegen bleiben müßte die ganze, lange Nacht über, — naß, fröstelnd, unter quälenden Schmerzen! Wenn er hier sterben müßte! allerlei fiel ihm ein, was er je gehört hatte von ungehorsamen Kindern, welche der liebe Gott bestraft. Er war einer Ohnmacht nahe und brachte nur mit Mühe einen schwachen Hilferuf hervor.

Inzwischen war der Mond aufgegangen und spiegelte sich im wassergefüllten Graben. Das kam ihm ganz geisterhaft vor und seine Furcht wuchs immer mehr. Da versuchte er noch einen Hilferuf und diesesmal antwortete ihm eine Stimme: „Wer da?" — Er schrie noch einmal und gleich darauf beugte sich ein Mann über ihn. Aber wie schrack er zusammen! Der Mann hatte ein Gewehr und der Mond fiel gerade auf das Bajonett. War es ein Räuber? — Der Soldat hob ihn auf und frug nach seinem Namen. Kaum hatte Karl so viel

Besinnung, diesen zu wissen, dann aber verging ihm Hören und Sehen. —

Der Mann war nun zum Glücke kein Räuber, sondern ein Gendarm, welcher des Weges ging. Er trug den Knaben nach dem ihm wohlbekannten Hause und traf dort Alles in Jammer und Sorge, denn jede Nachsuchung war vergebens gewesen. — Der brave Gendarm wurde also mit Freudenthränen begrüßt und mit Dankesbezeugungen überschüttet. Den immer noch bewußtlosen Karl legte man in das Bett, Vater, Mutter und Bertha standen daneben und die Letztere weinte bitterlich.

Als Karl die Augen aufschlug, wußte er lange nicht, was vorgefallen war und fühlte stechende Schmerzen in seinem Fuße. Die Eltern machten ihm keine Vorwürfe, denn er war dazu viel zu krank und mußte ja ohnehin die bitterste Strafe tragen. Der Fuß war nicht gebrochen, aber überstaucht; der Schrecken, die Erhitzung, Nässe und Erkältung hatten ihm ein Fieber zugezogen und er schwebte sogar einige Zeit in Lebensgefahr. Nur langsam genas er und während draußen die Blumen blühten, die Früchte reiften und die Sonne schien, mußte er im Bette liegen und durfte nichts als eine Fleischbrühe mit Semmelschnittchen essen, die er in gesunden Tagen nicht gemocht hatte; jetzt aber war er froh um diese.

Als Karl in der Genesung begriffen war, trat Bertha eines

Tages vor sein Bett und trug in ihren Händchen einen dicken Strauß Vergißmeinnichte. Als er diese sah, fiel ihm sein ganzes Unrecht ein, daß er der Mutter ungehorsam gewesen war und zuvor doch mit so großem Stolze versprochen hatte, die Schwestern zu beschützen. Es kamen Thränen in seine Augen und weil er im Grunde doch ein guter, wenn auch ein sehr leichtsinniger und vergnügungssüchtiger Knabe war, faltete er seine Hände und flüsterte:

„Mutter, verzeih mir! ich will es gewiß nimmer thun!“ —

Die Mutter verzieh ihm, sie hatte ihm ja schon längst verziehen. Bertha aber band aus den Vergißmeinnichtlein einen schönen Kranz und reichte ihn dem geliebten Bruder. Dieser aber hing ihn um das Kreuz ober seinem Bette und sagte:

„Mutter, laß ihn da hängen, wenn er auch schon verdorrt sein wird, damit ich's nicht vergesse; Du weißt schon was?“ —

Die Mutter küßte ihren Karl und dieser wurde von nun an ein folgsames Kind. Wenn er aber wieder Lust hatte, ungehorsam zu sein, durfte man ihm nur das Kränzchen ober seinem Bette zeigen und es fiel ihm gleich ein, was er damals versprochen hatte. —

Als der Großvater mit seiner Erzählung zu Ende war, athmete Fränzchen ganz erleichtert auf; denn er hatte gefürchtet, die Geschichte möchte ein schlimmes Ende nehmen. Christian hingegen befand sich in einiger Verlegenheit. Ihm war's, als habe der Großvater dieses eigens für ihn erzählt; denn auch er nahm gerne Reißaus in den grünen Wald, womit er seine Eltern oft schon nicht wenig in Sorge gebracht hatte.

Fränzchen sagte: „Ja, der Karl hat's sich gewiß sein Lebtag gemerkt, und ist nimmer allein fortgelaufen."

„Merkt's Euch nur auch!" fügte der Großvater hinzu, „besonders, daß doch nie eine rechte Freude dabei heraus kömmt."

Hierauf erhob sich der Großvater und ging mit den beiden Knaben in den Baumgarten, um die herabgefallenen Aepfel aufzulesen. —

„Und was soll ich Euch denn heute erzählen" — frug der Großvater in einiger Verlegenheit, als sich die Kinder am Samstag Morgen um ihn drängten, denn es ging ihm der Stoff aus und doch konnte man gerade an diesem Tage die Kinder im Hause am allerwenigsten brauchen, also kamen des Großvaters Geschichten der Mutter besonders heute am gelegensten. Die Kinder aber riefen:

„Erzähl, was Du willst, Großvater! uns ist Alles recht,

von Katz und Maus, von Vögeln und Eichkätzchen; Alles, Alles ist lustig!"

Der Großvater lächelte über diese Genügsamkeit und erwiederte:

„Nun, das kann schon geschehen, und es taugt mir gerade, weil ich schon oft bemerkt habe, daß Ihr bisweilen aus lauter Lieb meine arme Mutz da quält. Gelt Alte?" — sagte der Großvater, indem er die schnurrende Katze sanft streichelte. Dann fuhr er fort: „Also zuerst von der Maus, weil dies das kleinere Thierchen ist: —

VII.

Längs des Waldes zieht sich, wie Ihr wißt, eine lange Wiese hin. Es ist ein sonniger, vom Winde geschützter Weg; wem aber die Sonne zu heiß brennt, der hält sich bei seiner Wanderung an den Saum des Gebüsches, und dadurch ist er für Jeden angenehm. Im Frühlinge, wo man den Sonnenschein nicht meidet, sondern vielmehr aufsucht, kommen die Leute aus der nahen Stadt und die Kinder tummeln sich am allerliebsten darauf; weil aber in der Nähe ein gutes Wirthshäuslein ist, wird's dort besonders am Sonntag recht lebendig.

Es ist also freilich eine Wiese, aber die vielen Fußtritte

lassen das Gras nicht recht aufkommen und die kleinen Mauslöcher werden lange nicht von den schützenden Halmen bedeckt. Die grauen, eiligen Thierchen können hier unmöglich „Verstecken“ spielen, und wenn sie die Neugierde plagt, sind sie zugleich auch von Angst und Schrecken, ja von dem Tode gequält.

An einem schönen Frühlings-Sonntage gingen nun dort viele Leute spazieren, alles kunterbunt durcheinander, Bauern und Herrn, Mägde und Frauen, Mädchen und Knaben. Darunter befand sich auch der kleine, sechsjährige Heinrich und neben ihm ging als Schutzwache der Bediente seines Vaters und dieser hieß Johann, so heißen nämlich fast alle Bediente und bisweilen heißt man sie auf französisch „Jean“, wenn die Herrschaften recht vornehm thun oder wirklich sind. —

Johann führte den kleinen Heinrich an der Hand; der wäre freilich lieber allein herumgesprungen und den Schmetterlingen nachgelaufen; aber der Papa hatte nun einmal der vielen Leute halber befohlen, daß er sich müsse führen lassen. —

Auf einmal sprang ein ganz kleines, unerfahrnes Spitzmäuslein aus seiner dunklen Klause hervor, obwohl ihm gewiß sein Mäusemütterlein gesagt haben mochte, es sei jetzt noch nicht Zeit, es solle bis zum Abend, wo sie gewöhnlich ihre Spaziergänge halten, warten. Das arme Ding hatte wahrscheinlich

den klaren, blauen Himmel noch nie gesehen, noch niemals die Frühlingsluft gekostet und sah sich also neugierig um — hüpfte und huschte und spielte im Sonnenschein. Vielleicht wußte es auch gar nicht, wie feindselig ihm die Menschen gesinnt sind; es zögerte, in sein Loch zurückzukehren und als es entfliehen wollte, war es zu spät. Johann hatte im Nu den Stock ergriffen, ihn geschwungen und — das Mäuschen war getroffen, mitten auf sein kleines Körperlein und lag auf dem Boden. Aber es war nicht todt, es zappelte gewaltig, sperrte die Aeuglein auf und richtete sie fast flehend auf den kleinen Heinrich.

Da gab Johann diesem den Stock in die beiden Hände und rief lustig:

„Schlag los! triff gut und fest!“

Heinrich, der kaum wußte, was Schmerz und Tod ist, that, wie ihm geheißen ward; er schwingt den Stock, er haut und haut wieder; aber es sind schwache Schläge, die martern das arme Thierchen, tödten es aber nicht. Plötzlich ward Heinrich von rückwärts ergriffen und das Blatt dreht sich, wie man zu sagen pflegt. Hinter ihm steht unversehens sein Vater, der das grausame Spiel gewahrte. Heftig, wie Heinrich ihn nie zuvor erblickt hatte, riß er demselben den Stock aus der Hand, führte einen sichern und kräftigen Schlag auf das unglückliche Mäuschen und rasch war dessen Leben geendet. Dann schleu-

derte er es weit weg in die Wiese hinein, wo kein fröhliches Auge es erblicken konnte. Nun aber wendetete er sich mit Entrüstung an den verblüfft daneben stehenden Johann und sprach:

„Schämst Du dich nicht, roher, hartherziger Mensch, ein armes Thier, das schon halb im Sterben liegt, noch zu quälen? Konntest Du es nicht schnell tödten und so seinen Schmerz vermindern? Schämst Du dich nicht, ein Kind zu solch roher That zu verleiten und in ein junges Gemüth die Grausamkeit zu pflanzen? Aus meinen Augen, roher Mensch! Ich will keinen Diener in meinem Hause haben, der ein grausames Herz besitzt und mein Kind verleitet, so gefühllos zu sein, wie er selbst ist.“

Johann ging beschämt von dannen; Heinrich aber blickte flehend in des Vaters Auge und bat:

„O verzeih, ich will es gewiß nie mehr thun!“

Der Vater sprach etwas besänftigt: „Das hoff' ich auch, Heinrich. Plage nie ein Thier, wie es immer heißen mag! Denke, es thut ihm so weh, als es Dir thun würde. Man muß aber keinem Geschöpfe, Mensch oder Thier, weh thun wollen. Wer sich nichts daraus macht, ein Thier zu quälen, wird es auch mit Menschen in diesem Stücke nicht sehr genau nehmen. Du bist ja nicht zur Vertilgung derselben aufgestellt und warum es tödten, während es Dich weder belästigt noch Dir schadet?

Etwas Anderes ist es in einem dieser Fälle; aber auch dann kann es mit Erbarmen, d. h. schnell getödtet werden. Willst Du Dir das merken, Heinrich?"

Der Knabe nickte bejahend mit dem Haupte und weinte still dabei. Doch der Vater beruhigte sein junges Gemüth und die liebe Sonne trockete seine Zähren. Die Beiden setzten den Spaziergang fort; der Vater zeigte seinem Sohne allerlei Blumen und nannte sie bei'm Namen. Heinrich aber pflückte heute kein einziges Blümlein und haschte keinen Schmetterling; er hatte gelernt, alles, was Leben besitzt, zu schonen und seine Seele war gerührt und weich von der empfangenen Lehre.

Christian und Fränzchen sagten kein Wörtchen zu dieser Geschichte, vielleicht, weil sie gemeint hatten, an einer armseligen Maus sei nicht viel gelegen und sie seien eigens auf der Welt, um gefangen zu werden. Aber dabei merkten sie doch, es gäbe ein besseres Vergnügen, als solches zu thun und wenn es einmal geschehen müsse, soll's hurtig geschehen. Fast beschämt, als ob sie Beide selbst der Heinrich wären, schwiegen sie. Endlich hüpfte der lustige Franz auf die Knie des Großvaters, streichelte die alte Katze, um sich bei demselben einzuschmeicheln und sagte: „Aber gelt, die Mutz darf schon die Mäuse fangen, Großvater?"

„Natürlich!“ sagte dieser mit Lachen; — „das ist ja ihr Beruf; sie ist ein geborner Mäusefänger, gelt Mutz?

„Nun, so erzähl uns etwas von der Katze, wie Du versprochen hast, Großvater!“

„Ja, erzähl von unserer Mutz!“ fügte Christian bei.

„Nein, von dieser nicht, aber von einer andern,“ sagte der Alte, dann streichelte er die Mutz, der es wohl that, — und begann:

VIII.

„Ich hatte von jeher, schon in meiner Jugend, die Katzen gerne, und das kam daher, weil ich einmal in einem Hause war, wo wir ein gar schönes, kleines Hauskätzchen hatten. Es besaß ein grau und braun getigertes, sammtweiches Fell und machte possirliche, lustige Sprünge. Alle Hausbewohner konnten das zierliche Thier gut leiden und es war ein ächtes Hauskätzchen, welches treu an seiner Heimath hing und nicht einmal auf ein fremdes Dach, oder in einen fremden Hof spazierte. Wo im ganzen Hause ein Mäuslein unter dem Boden raspelte, nagte und pfiff, wurde das Hauskätzchen geholt und es that jedesmal seine Schuldigkeit und so hurtig, daß die armen Mäuslein es kaum spürten, das Lebenslicht sei ihnen plötz-

lich ausgeblasen. — Sobald sie irgendwo eine Maus witterte, funkelten ihre Augen, ihre sammtweichen Haare sträubten sich in die Höhe und mit einem heftigen Sprunge stand sie vor dem Mausloche. Ueberall war das junge Ding, wo es etwas zu thun gab und in kürzester Zeit war das ganze Haus vom Mäusegezüchte gesäubert. Es fehlte nicht an Lobsprüchen und Anerkennung; aber am Ende hatte das Mützchen gar zu wenig mehr zu thun, wie sich bald zeigen wird und ein Sprüchwort sagt: „Müssiggang ist der Laster Anfang.“

Die fleißige Hauskatze war zu Jahren gekommen und hatte, wie gesagt, in Keller, Haus, Hof und Boden tüchtig aufgemauset. Mochte es sich nun auch stundenlang vor ein offenes Mausloch legen, — vergebens! es war eben eine leere Höhle. Nun hatte früher die Mutz bei ihrer Berufsarbeit, Mäuse zu fangen uud zu fressen, wenig Nahrung bedurft; jetzt aber kam für sie die Ferienzeit und es ging ihr nun gerade im Gegentheil, wie fleißigen Kindern, die dann vollgestopft werden: es war eine magere Vakanz, Niemand gab ihr etwas, mochte sie auch noch so kläglich miauen. Die Erwachsenen jagten sie vom Tische, die Kinder aus der Stube, die Magd aus der Küche und so fiel die Mutz vom Fett und der ehedem so schöne Pelz lag schlotterig an ihrem magern Leibe. Ehedem hatte sie lustig gespielt; man wußte oft nicht, wem das Kegelspiel im Gang ge-

höre, dem kleinen Fritz oder der jungen Mutz: sie rollte mit dem Pfötchen die Kugel von einem Eck in's andere und machte die possirlichsten Sprünge. Nun aber mochte sie im Alter nicht mehr spielen und wurde vor Hunger ganz melancholisch. Da beging die Mutz ein Verbrechen. Als die Köchin die Küche verlassen und vergessen hatte, die Thüre zuzuschließen, schlich sich die Katze hinein, setzte mit einem Sprunge auf die Anricht und verzehrt eine Bratwurst. — In diesem Augenblicke erschien die Köchin unter der Thüre; sie stößt einen Schreckensruf und eine Verwünschung aus, dann ertönt der Fall eines schweren Stück Holzes und ein klägliches „Miau;“ die Küchenthüre fällt zornig zu und wie nach einem Gewitter brummt die Köchin noch lange nach, und klagt die arme Katze an. Kein Mensch denkt daran, daß man die Mutz zum Diebstahl durch Entziehung des Futters gezwungen hat, — daß sie kein Gewissen besitzt, und Niemand erinnert sich mehr ihrer frühern Dienste und guten Eigenschaften; es heißt nur: „Sie ist eine Diebin, ein unnützes Vieh! hinaus mit ihr!“ Ihr eigner Fleiß hatte sie außer Dienst gesetzt und nun mußte sie in einem fort hören, daß man gar nicht wisse, wozu sie denn auf der Welt wäre. Die arme Mutz hatte ihre Heimath verloren und Niemand nahm sich ihrer an.

Es war ein schaurig kalter Winter, wie ich ihn nie zuvor

klebt hatte. Das Kätzchen hatte keine Lagerstätte und kauerte sich in der Holzkammer unter dürrem Reisig erbärmlich zusammen. In dieser neuen Noth schlich sie durch meine Thüre unter den Ofen, welcher glühte. Ich merkte es lange nicht, und als ich es merkte, hatte ich ein unzeitiges Mitleid und ließ sie liegen; aber zu Nacht mußte sie jeder Zeit hinaus und so wurde ihr mein Mitleiden zum Verderben, denn sie bekam einen argen Schnupfen und wurde recht krank, so daß sie Tag und Nacht röchelte und eckelhaft anzusehen war. Nun mochte sie gar kein Mensch mehr leiden und sie mußte viel ausstehen. Endlich starb das arme Kätzlein und ich begrub es drunten im Hofe, wo sie so fleißig gearbeitet hatte.

Der Großvater schwieg, aber er streichelte fast zärtlich die alte Mutz an seiner Seite. Fränzchen trat herzu und sagte: „Unserer Mutz soll es aber nicht so schlimm gehen, wenn es auch gar kein Mäuslein mehr zu fangen gibt, und sie soll ihr ordentliches Futter haben, damit sie nicht stehlen muß.“ — „Aber,“ fügte der Großvater bei, „wir wollen sie auch nicht verzärteln, denn das bringt eben so viel Schaden, wie übergroße Strenge; nicht wahr, Kinder? Ja, ja! so geht's im Leben den Menschen und Thieren! Aber man muß das Alter ehren und sei's auch bei einer Katze.“

„Nun aber, Großvater! erzähl vom Eichkätzchen!“ rief Christian. „Und dann vom Vogelnest, wie Du versprochen hast,“ fügte Fränzchen bei.

„Ja, alles hübsch in der Ordnung, laßt mich nur ein wenig ausschnaufen, sagte gutmüthig lächelnd der Großvater. Hierauf begann er:

IX.

An einem schönen Frühlingsnachmittage rief die Frau Amtmännin Berghuber in den kleinen Hofraum hinab: „Fritz, Fritz! wo steckst Du denn wieder? mach Dich fertig, wir gehen in den Forsthof.“

In wenigen Minuten war der Knabe oben in der Stube, schlüpfte in seine graugestreifte Jacke, setzte das Strohhütlein auf und ging zwischen Vater und Mutter die Straße entlang, welche zum Forsthofe führte.

Fritz war ein zarter Knabe mit einem weißen, rothdurchschimmerten Gesichte und einem feinen Stimmchen; er spielte oft stundenlang ganz still und allein unter den alten Brettern im Hofraume, sah einem kriechenden Wurme, einer Spinne oder irgend einem Thierchen zu und störte keines in seiner Arbeit oder in seinem Spiele. Er war immer vergnügt, aber eben

auf seine Weise; laute Spiele mit lärmenden Knaben machten ihm keine Freude; er brauchte Niemand zur Unterhaltung, denn er wußte sich stets selbst eine zu verschaffen. Am liebsten war Fritz draußen im Freien, denn es gab bei jedem Schritte etwas zu sehen und zu beobachten. Deßhalb ging er auch so gerne mit den Eltern zum Forsthofe. Dahin führte ein prächtiger Weg. Zuerst geht es über eine blumenreiche Wiese. Hunderte der verschiedenartigsten Gräser und Blätter wiegen sich gegen einander, vom leisen Zephyr bewegt; sie stoßen die Köpfe gegen einander, als ob sie sich ganz heimlich etwas anzuvertrauen hätten; andere schaaren sich um ein neuaufgeblühtes Blümlein und bilden dessen fürnehmen Hofstaat; wieder andere schaukeln ein glänzendes Käferlein oder tragen einen funkelnden Tropfen vom gestrigen Regen, damit die Wiesenelfen etwas in der Nacht zu trinken haben.

Ist die Wiese durchschritten, dann gelangt man an ein kleines Dörflein. Heute glänzten alle Gesichter fröhlich, denn der befruchtende Regen hat die Sorgen von denselben gewaschen, daß sie ganz sonntäglich aussehen, obgleich es ein Werktag ist. „Guten Tag! grüß Gott! gelobt sey Jesus Christus!" so ertönen von allen Seiten die ländlichen Grüße.

Jetzt ersteigt man die Anhöhe und von da an geht's in den Wald hinein. Alte, hundertjährige Eichen und Bu-

chen strecken ihre Aeste aus und an ihre Stämme schmiegt sich das Moos; Blumen und Gräser bilden einen bunten, weichen Teppich und allerlei Thierlein hausen darin. Auch niederes Haselgesträuch, Brombeerstauden und winzig kleine Tannenbäume mischen sich zwischen die stattlichen, ehrwürdigen Bäume. Fritzchen konnte sich an all diesem gar nicht satt sehen und war ein ganzes Stück hinter den Eltern zurückgeblieben. Plötzlich hielt er an. Gerade vor ihm läuft ein winzig kleines Eichkätzchen über den Weg. Es ist so klein, wie er noch niemals eines gesehen hat und man muß sich nur wundern, wie es hieher kam, denn es gehört offenbar noch in sein Nest. Das ging aber gewiß so zu: Der arme Schelm war mit seinem Brüderchen allein darin. Er hatte die Mutter so prächtig von einem Zweig zum andern hüpfen sehen, und da es ein keckes, muthiges, vorwitziges Geschöpf war, wollte es nun aus dem Neste und auch hüpfen und tanzen. Zuerst ging's von einem Zweig zum andern ganz herrlich; aber bald war die schwache Kraft erschöpft und das waghalsige Thierchen fiel in's weiche Gras, sonst hätte es Hals und Bein gebrochen. Jetzt war es aber hülflos in der fremden Welt, als Fritz des Weges kam. Das Eichkätzchen lief einige Schritte — dann blieb es sitzen — und so scheu es auch war, blickte es in seiner Angst zu Fritzchen auf. Rasch griff dieser darnach, hielt es vorsichtig zwischen den Hän-

den und eilte, so schnell er konnte, zum Vater, indem er in kindlicher Freude schrie:

„Vater! Vater! sieh, was ich da habe!“

Der Vater nahm das Eichkätzchen, dessen Herz ängstlich pochte, aus Fritzchens Händen, streichelte es, legte es an die Wange und schmeichelte ihm auf jede Weise. Auch die Mutter und Fritzchen thaten das Gleiche, es war Aller Liebling geworden und zwar deßhalb, weil es so hülflos erschien. Fritz konnte es gar nicht erwarten, bis er sein Eichkätzchen wieder hatte. Der Vater gab es ihm zurück und Fritz trug es nun so sorgfältig, wie die Mutter ihr kleines Kindchen trägt. Zuerst legte er es an seine Brust und wärmte es, indem er das Jäckchen darüber zog; dies that dem Nesthockerchen gar wohl und es schmiegte sich traulich an seinen jungen Beschützer; dann trug er es wieder in den Händen und plauderte ihm etwas vom Eichkatzmütterchen vor und daß es daheim seiner harre, als ob es ihn und seine Sprache verstände.

So erreichten sie endlich den Ausgang des Waldes und nun lag der Forsthof vor ihnen. Sie hörten die Kühe muhen, die Pferde wiehern, die Gaisböcklein mäckern, die Gänse schnattern, die Hähne krähen, die Hunde bellen und die Leute reden. Dort wurden sie freundlich aufgenommen; man stellte Bänke und Tische in's Freie und es wurde Milch, Butter und Honig

gebracht. Fritz hatte aber zum Essen keine Zeit, — er dachte nur an sein Eichkätzchen. Dieses war so jung, daß es noch nicht allein fressen konnte. Der Vater holte einen Federkiel, schnitt ihn zurecht und goß ihm auf diese Weise Milch ein. Dies Alles bereitete viel Spaß; Fritzchen aber sehnte sich nach Hause, nur um seinen „Hansel", wie er das Thierchen nannte, in das Bettchen zu legen. Als der Abend heranrückte, machte man sich auf den Heimweg. Der Vater steckte das Eichkätzchen in die Brusttasche seines Rockes, damit es, wie in einem Neste, warm habe und es rührte sich nicht darin. Als man zu Hause angelangt war, sorgte Fritzchen, trotz seiner Ermüdung, noch treulich für den Hansel. Vor ein paar Tagen erst war sein Vogel gestorben. Dahinein that er weiche Futterbaumwolle, machte ein Nestchen und legte das Thierchen hinein.

Von diesem Tage an lebte Fritz ausschließend seinem Pfleglinge. Er fütterte ihn, bettete ihn warm, nahm ihn heraus, ließ ihn auf dem Sopha herumspringen, trug ihn hinab in den Hofraum, setzte ihn auf ein Bäumchen und liebkoste ihn auf jede Weise.

Aber wie ward er schon nach drei Wochen dafür belohnt! Das Eichkätzchen lief überall frei herum und es kam ihm wohl nie zu Sinne, davonzulaufen. Es folgte dem Knaben auf Schritt und Tritt, fraß aus dessen Hand, scherzte mit ihm, zog

die Krallen ein, um ihm ja nicht weh zu thun, stellte sein buschiges Schwänzchen in die Höhe, machte Männchen, hielt zwischen den Pfoten allerliebst seine Nuß und nagte daran, kam gleich, wenn Fritz „Hansel" rief und sah ihn mit seinen hellen, muntern Augen gar so lieb an. Obgleich er Allen im Hause zugethan war, erkannte er doch den kleinen Fritz als seinen Herrn, Freund und Wohlthäter. Der Vater hatte seine Freude daran, besonders, wenn er sah, wie freundlich schonend Fritz mit dem Thiere umging und es niemals im Scherze plagte und neckte. Als er einmal den Beiden zugesehen hatte, sprach er:

„Siehst Du, Fritz, wie dankbar das Eichkätzchen für Deine Pflege ist? wie lieb es Dich hat? — Merke es Dir wohl: man braucht nur ein Geschöpf zu lieben und ihm wohlzuthun, so erhält man Liebe und Dank dafür. Wenn schon die Thiere so lohnen, wie erst die guten, verständigen, gefühlvollen Menschen! Lerne hiebei nicht nur Liebe zu den Thieren, sondern auch Menschenliebe. Ja, gib Liebe und Erbarmen allen Geschöpfen und Du wirst Gegenliebe und Dank ärnten."

„Großvater!" rief Fränzchen nach beendeter Erzählung, „ich möchte auch ein Eichkätzchen haben!" —

„Leicht gesagt!" entgegnete der Großvater. „Soll ich vielleicht mit meinen alten, steifen Beinen auf den Baum klettern

und eines fangen, ihm die Freiheit nehmen, damit Du einen Spaß hast?"

„Nein, das nicht!" entgegnete Fränzchen; „ich will auch kein erwachsenes, sondern ein ganz junges, damit ich es pflegen kann und es mich auch so lieb gewinnt."

„Ja siehst Du, Fränzchen," entgegnete der Großvater; „der rechte Pfleger für's Eichkätzlein ist eben doch die Eichkätzchen-Mutter; — man findet nicht alle Tage ein verloren gegangenes, aus dem Nest gefallenes. Oder soll ich's vielleicht wie der Max machen, der gern ein kleines Vögelein gehabt hätte? Danke schön! das mag ich nicht."

„Erzähle, was hat der Max gethan?" frug nun Christian.

Nachdem der Großvater sich durch einen Schluck Milch gestärkt hatte, erzählte er:

X.

„Wenn ich nur einen Vogel hätte, dann bliebe ich schon gerne zu Hause; ich würde ihm allerlei lehren und in kurzer Zeit müßte er so geschickt sein, daß man ihn um Geld sehen lassen könnte."

So sprach Max, als ihn die Mutter ermahnte, nach der Schulzeit nicht immer wieder gleich fortzulaufen, sondern hübsch

zu Hause zu bleiben, wo er sich ja auch gut unterhalten könne.

Auf diese Rede gab ihm die Mutter den Rath, sich bei'm Vogelhändler ein Vöglein zu kaufen; da könne er auch noch an dem armen Schelme Barmherzigkeit üben und ihm durch liebevolle Behandlung seine Gefangenschaft erleichtern; die Mutter erbot sich sogar, ihm hiezu Geld und einen hübschen Käfig zu schenken.

Max nahm diesen Vorschlag durchaus nicht mit der zufriednen Miene an, welche seine Mutter erwartet hatte, sei es, daß ihm die Ermahnung nicht behagte, oder daß er bereits einen andern Plan auszuführen gedachte. Er entgegnete mürrisch:

„Ach nein! ich mag keinen Vogel kaufen; die sind meistens schon alt und mögen nichts mehr lernen. Ich möchte ein ganz junges Vögelein haben, das ich selber aufzöge, das sich an mich gewöhnt und recht zahm würde. Ja, so eins möcht ich und — ich werde auch so eines bekommen; ich weiß schon wo!"

„Aber Max!" rief die Mutter, indem sie ihn ernst und bedeutsam anblickte, „Du wirst doch nicht im Sinne haben, ein Vogelnest auszunehmen und so ein armes Thier seinem Mütterlein zu stehlen? Ist es nicht genug, daß Du ein bereits gefangenes einsperrst? Willst Du selbst ihm seine von Gott verliehene Freiheit rauben? Ich hoffe nicht, daß Du so unbarmherzig sein wirst!"

Max brummte leise vor sich hin, es sey ja einerlei, ob er oder ein anderer die Vögel fange; er möchte auch lieber im Walde pfeifen, als in der Schule lernen; aber kein Mensch frage darnach, was ihm lieber sei und man werde es den Vögeln nicht besser machen als ihm. — Nach dieser Brummerei ging er in seine Stube und las in seiner Naturgeschichte ein Kapitel über die Vögel, ihre Singarten, ihren Aufenthalt und ihre übrigen Eigenschaften. Mehrere Tage sprach Max gar nichts mehr von seiner Vogelliebhaberei und die Mutter hatte sie vergessen. Der St. Johannistag, wo die Vögel allmählig verstummen, ihre Nester bauen und endlich auf den Eilein sitzen, war bereits vorüber. Max trieb sich viel im Freien herum, was ihm gestattet wurde, da er bereits zwölf Jahre alt und ein kräftiger, großer Knabe war. Eines Tages entfernte er sich gleich nach der Schulzeit, nachdem er zuvor in der Bodenkammer etwas geholt und unter seinem zugeknöpften, weiten Rocke verborgen hatte. Bei einem Häuslein vor der Stadt rief er einem Kameraden und ging mit demselben stillschweigend in den Wald. Sie schlüpften durch wildverzweigtes Gebüsch, mußten aber die Spur ganz sicher kennen, denn plötzlich hielten sie ohne Verabredung an und Max flüsterte:

„Siehst Du nicht, Albert, sind die Alten im Neste?“

Albert trat lauschend näher und entgegnete:

„Ja, — aber ich werde sie gleich verscheuchen.“

Er setzte nun die beiden Beine an den Stamm und kletterte hinauf. Auf einem weitausgestreckten Zweige war das Nest, die kleine Kinderstube des Vogelpaars. Albert schlug nun einen verscheuchenden Lärm auf und rief „husch! husch!“ in die Zweige hinein. Aengstlich sträubten sich die Federn des armen Pärchens in die Höhe; laut kreischten die fast noch kahlen Jungen und streckten die großen Köpfe hervor; aber die Alten hielten treulich aus.

„Laß nur!“ schrie Max hinauf. „Ich will bald mit ihnen fertig werden. Steige herunter und halte Wache, damit uns der brummige Waldhüter nicht überrascht, während ich die Arbeit vollbringe.“

Gesagt, gethan. Bald war jeder auf seinem Posten. Max saß auf dem Baume, ganz nahe am Aste, wo das Nest sich befand. Er zog nun unter seinem Rocke das Beil hervor, schwang es lustig, daß es im Sonnenlichte funkelte und führte tüchtige Streiche gegen den Ast. Laut widerhallte der Schlag und von Minute zu Minute drang das Beil tiefer hinein. Noch ein Streich, noch einer, noch einer! nur ein dünnes Band hält den bereits sinkenden Ast. Max haut fest und sicher in den klaffenden Spalt hinein, — das Beil fährt durch, krach! stürzt

der Ast mit dem Nestlein; aber ein Schmerzensschrei gällt durch die Luft. Das ist kein Vogelschrei, das kommt aus des Knaben Mund, das Beil entsinkt seiner Hand, er selbst stürzt herab. Er hatte den letzten Streich zugleich in sein Bein geführt und aus der Wunde strömte das Blut.

Albert eilt zu seinem bewußtlosen Kameraden. Die Vögel sind nun plötzlich vergessen. Er weiß sich nicht zu helfen und zu rathen, denn immer noch gibt Max kein Zeichen der Besinnung von sich. Da eilt auf Alberts Hülferuf der früher gefürchtete Waldhüter herbei. Jetzt ist keine Zeit zum Zanken und Bestrafen; er verbindet mit seinem Tuche möglichst die klaffende Wunde, nimmt den Knaben auf den Arm und trägt ihn nach Hause. — Dort verbreitet sich unsäglicher Jammer und Schmerz und statt des Vogelsangs, auf den sich Max gefreut hatte, ächzt sein eignes Stöhnen durch das Krankenzimmer; er selber ist viele Tage und Wochen ein Gefangener und sieht den Schmerz seiner Eltern. Da denkt er mit Vorwürfen an die Angst und den Schmerz des Vogelpärchens und die Reue erwacht in seinem Herzen, welches nur leichtsinnig, aber nicht verdorben war. Auch Albert zog sich aus dieser Geschichte eine Lehre und ich hoffe, Ihr werdet es auch thun."

So erzählte der Großvater. Dann stand er, ohne ein Wort zu reden oder eine Antwort abzuwarten auf; die Erzählungen hatten so lang gedauert, daß der Mittag herangekommen war. Franz und Christian waren sehr nachdenkend geworden.

Der andere Tag war ein Sonntag. Franz und Christian wurden absonderlich sauber gewaschen, gekämmt und herausgeputzt, um mit den Eltern und dem Großvater in die Kirche zu gehen. Auf dem Kirchgange fragte Fränzchen den Letztern, was er ihnen wohl heute erzählen werde. Dieser entgegnete jedoch:

„Jetzt kommt die Reihe an Euch; ich hoffe, daß Ihr mir etwas aus der Predigt erzählen könnt.“ Dann sah der Großvater den kleinen Franz bedeutsam an und fuhr in seiner Rede fort: „Du hast's heute besonders nöthig, in der Predigt aufzumerken, und hernach zu beten.“

„Warum denn, Großvater?“ frug Franz voller Neugierde.

„Weil morgen Dein erster Schultag ist und Du einen neuen Lebenspfad betrittst. Du mußt beten, daß der liebe Gott Dein Geleitsmann wird und die Engelein Dir zum Beistand schickt.“

„Aber,“ sagte Franz etwas brummig, „ich muß doch selber lernen, der liebe Gott und die Engel lernen nicht für mich.“

„Das schon,“ entgegnete lächelnd der Großvater. „Den-

noch geht's nicht ohne den lieben Gott. Der Mensch meint, er thue alles selber; aber es ist doch nicht so. Bei'm Lernen schließt Gott zuerst die Ohren und das Verstandesthürlein auf, macht die Zunge geläufig zum Lesen und Antworten und die Finger gelenkig zum Schreiben; vielleicht führen unsichtbar auch die Engel dem Kinde die Hand. Aber damit der liebe Gott hilft, muß man schön und kindlich darum bitten."

Nun waren sie unter der Kirchenthüre angekommen. Die beiden Knaben nahmen ihre Mützen ab, hielten sie ehrerbietig zwischen den gefalteten Händen, gingen leise auf den Fußspitzen durch den Kirchgang, beugten vor dem Altare zu tiefst die Knie und verhielten sich während des ganzen Gottesdienstes, wie fromme, gut erzogene Kinder stets thun. Als nach der Predigt bei'm Verkünden verlesen wurde, daß morgen die schulpflichtigen Kinder in der Schule zu erscheinen hätten, streckte sich unser Franz stolz, denn das ging ihn auch an und er gehörte also bereits zu den Schulbuben.

Nach beendetem Gottesdienste ging es vor der Kirche draußen lustig zu. Der Morgen war frisch und sonnig, als ob sich die ganze Natur ebenfalls gewaschen und sonntäglich angezogen habe. Viele Landleute aus der Nachbarschaft und den Einöden waren gekommen und es gab unter Jung und Alt herzliche Begrüßungen. Unter Allen aber war ein steinalter



Greis, den ein Mädchen von achtzehn Jahren führte, von einer ganzen Menge umringt und freundlich begrüßt; er schien allen Leuten bekannt und doch kannte ihn weder Franz, noch Christian, noch dessen Kameraden. Da und dort hörten sie: „Der alte Wacknagel und die Marianne sind richtig heut' auch wieder da!" — Dies weckte die Neugierde der beiden Knaben, und der alte Mann mit den langen, silberweißen Haaren, welcher sich mit der einen Hand auf den Stock und mit der andern auf das Mädchen stützte, die ihn wie ein kleines Kind leitete und dabei ihn so liebevoll anblickte, — gefiel ihnen ausnehmend gut. Sie dachten: „So sieht einmal in vielen, vielen Jahren gewiß auch unser Großvater aus." — Als sie nach Hause kamen, frugen sie eifrig nach dem alten Wacknagel und der jungen Marianna. Der Großvater gab folgenden Bescheid.

„Ihr kennt doch den Grünbergerhof, der eine halbe Stunde von uns entfernt, ganz nah am Walde liegt? Das ist des alten Wacknagels ehemaliges Heimwesen, wo er nun bei seinem Sohn im Pfründnerstüblein haust. Sie machen es ganz schön mit ihm, denn es sind fast vermögliche Leute; aber der jüngere Grünbergerbauer und sein Weib haben so viel Arbeit, daß es ihm doch an manchem fehlen und er genug Langweil ausstehen müßte, ja sogar hülflos wäre, wenn nicht die Marianne, seine Enkelin, den Alten verpflegte und abwartete, wie man ein kleines Kind in

Acht nimmt. Die hat immer Zeit für den alten Großvater, führt und stützt ihn, putzt ihn säuberlich heraus, sieht ihm alles von den Augen ab und damit er nicht zeitlang hat, erzählt sie ihm alle Geschichten, die in der Nachbarschaft passiren. Er ist nun nahe an Hundert, wenn nicht schon darüber, denn ich war noch ein kleiner Bub, als er den Hof übernahm. Jetzt kommt er nur mehr selten vom Hause weg; aber jedesmal am Jahrestag, wo sein Weib starb, — und der ist just heute, besucht er ihr Grab. Ihr kennt ja den Grabstein zunächst des Eingangs an der Kirchenmauer. — Heut ist er auf dem Wägelein bis zum Wirthshaus gefahren, denn es wird ihm zu Fuß der Weg schon von dort bis zur Kirche sauer genug. Weil er stets ein braver Mann und freundlicher Nachbar gewesen ist, freut sich Alles, ihn zu sehen; aber die gute Marianne wird auch mit Freuden begrüßt, denn die erfüllt die Worte der Schrift, daß man das Alter ehren und Vater und Mutter lieben soll. Ja die Marianne! ich wollt, es gäb viele solche in der Welt!"

Der Großvater schwieg nachdenklich; die beiden Knaben traten näher zu ihm und Franz sagte nach einer Weile:

„Großvater, wenn Du so alt bist, wie der Wacknagel, dann bin ich auch so alt wie die Marianne und der Christian ist dann noch älter; dann führen wir Dich auch und thun Dir alles zu Lieb." —

„Glaub's, glaub's, meine Kinder, und hoff's auch zuversichtlich," sagte der Großvater und täschelte die beiden Enkel auf den Kopf, wie es seine Gewohnheit war. Dann fuhr er fort:

„Ja, alle Lieb' im Leben ist nur ein Austausch. Zuerst pflegen und unterhalten die Alten die Jungen, später geht's umgekehrt — dann zahlen sie die Lieb' heim und das ist ihre Schuldigkeit. Und gelt — so macht Ihr's einst?" —

„Ja, ja!" schrien Franz und Christian aus vollem Halse. „Aber jetzt eine Geschichte, Großvater." —

„Nein, nein," entgegnete dieser. Morgen wird Franz ein Schulbube, wie Christian einer ist; da geht ein neuer Lebensabschnitt an und so will's der Großvater mit seinen Erzählungen auch machen." —

In unserem Verlage sind von derselben Verfasserin ferner erschienen:

Braun, Isabelle, **Jugendblätter. Jahrgang 1858.** Mit 6 kolorirten Bildern und 36 Bogen Text. 3 fl. oder 2 Thlr.

— — **Jugendblätter.** Jahrgang 1855, 1856, 1857. à 2 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 24 Ngr.

— — **Gesammelte Erzählungen.** 1. Bändchen (brochirt) 36 kr. oder 12 Ngr.

— — **Aus dem Kinderleben.** Mit 4 kolorirten Bildern und 144 Seiten Text. gr. 16. 48 kr. oder 15 Ngr.

— — **Für die lieben Kinder.** Mit 4 kolorirten Bildern und 138 Seiten Text gr. 16. 48 kr. oder 15 Ngr.

— — **Geschichten für liebe Kinder** von 9—14 Jahren. Mit kolorirtem Titelbild und 124 Seiten Text gr. 12. 48 kr. oder 15 Ngr.

— — **Im Kinderkreise.** Erzählungen und Gedichte für Kinder von 10—14 Jahren. Mit kolorirtem Titelbild und 116 Seiten Text. gr. 12. 48 kr. oder 15 Ngr.

— — **Für die lieben Kleinen.** Erzählungen für Kinder von 6—10 Jahren. Mit kolorirtem Titelbild und 138 Seiten Text. gr. 12. 48 kr. oder 15 Ngr.

— — **Das liebe Brod.** Mit 12 kolorirten Bildern und 48 S. Text. 4. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

— — **Ein lustiges Büchlein.** Mit 6 kolorirten Bildern und $2^1/_2$ Bogen Text. 4. 45 kr. oder 15 Ngr.

— — **Dorfgeschichten** für Kinder. Mit 6 kolorirten Bildern und 5 Bogen Text. 4. 1 fl. 12 kr. oder 18 Ngr.

— — **Erwin's Bilderbuch.** Mit 8 kolorirten Bildern und 48 Seiten Text. gr. 4. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Braun, Isabelle, Frühlingsbilder. Mit 8 kolor. Bildern und 20 Seiten Text. 1 fl. 21 kr. oder 25 Ngr.

— — **die Kinderstube.** Mit 9 kolorirten Bildern und 24 Seiten Text. Fol. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

— — **Lebensbilder.** Erzählungen. brochirt. 1 fl. 12 kr. oder 21 Ngr.

— — **Liedergruß.** Mit 6 kolorirten Bildern und 80 Seiten Text. gr. 4. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

— — **Mutterliebe.** Mit 8 kolorirten Bildern und 20 Seiten Text. gr. 4. 1 fl. 21 kr. oder 25 Ngr.

— — **Das Vater Unser.** Mit 8 kolor. Bildern und 144 Seiten Text. Lex.-8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

— — **Im grünen Walde.** Mit 8 kolorirten Bildern und 198 Seiten Text. gr. 4. 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

— — **Großvaters Erzählungen.** 6 Bogen Text. Mit 4 kolorirten Bildern. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 Ngr.

Ob